

617

Bibliothek
Techn. Hochschule, Braunschweig

Wohlfürsorge Pflanzungs- Heft



BLÄTTER FÜR NATIONALSOZIALISTISCHE
KULTUR DES DEUTSCHEN SÜDOSTENS

März 1936

Schlesische Monatshefte

Begeündet von Dr. Ernst Boehlich

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südostens

13. Jahrgang

Nummer 3

Inhalt des Märzheftes:

Gerhard Seeger-Ahlert: Bauer im Gultschiner Land / Gedicht

Fritz Wiedermann: Bauernhäuser im Judendeutschen Lande

Prof. Dr. Schoenaich: Der Türmer in den schlesischen Städten

Hermann Bink: Alte Breslauer Stammbücher

Gotthard Nitschke: Doas Tudaustreiba / Gedicht

Dr. Ernst Boehlich: Blutschuld und -sühne in alter Zeit

Walter Appel: Lied der Landsknechte

Dr. Karl Konrad: Paul Winckler — Zum 250. Todestage eines Schlesiens

Tony-Hans Gottschalk: Ruf der Stunde / Gedicht

Erich Muschalla: Die verunglückte Attacke — Friedrich der Große
im schlesischen Manöver

Normann Laske: Der Arbeitsdienst, ju, ju!

Verschiedenes / Schrifttum

Die Schlesischen Monatshefte erscheinen am Ersten eines jeden Monats

Schlesische Monatshefte

Begründet von Dr. Ernst Boehlich

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südostens

13. Jahrgang

März 1936

Nummer 3

Bauer im Hultschiner Land!

Und gäbe Gott und alle Welt euch recht:
Wir werden dennoch euren Sturm bestehen.
Es steht, solange des Glaubens Fahnen wehen
Die Front des Blutes, die ihr nie zerbrecht.

Wir sind so stur, wie je ein Bauer war,
Der immer wieder das vom Ahn vererbte,
Das heilige Land mit scharfem Pflug zerkerbte
Und es sich neu erkämpfte, Jahr um Jahr.

Wir werden stehn in Sturm und Wetterschein,
Wie tausend Jahre vor uns schon bestanden.
Und wenn einst alle unsre Fahne fanden,
Wird auch ein heiliger Frühling unser sein!

Gerhard Seeger - Ahlert

Bauernhäuser im sudetendeutschen Lande

Von Architekt Fritz Wiedermann

Alte Bauernhäuser tragen das Antlitz ihres Landes. Kerndeutsch wie seine Bewohner sind darum auch die Häuser des sudetendeutschen Gebietes. Die Bauweisen wie die Kunstformen zeigen ein eigenes Gesicht; in allen Einzelheiten tragen sie die Merkmale ihrer engen Verbundenheit mit dem deutschen Mutterlande eindeutig zur Schau. An steilen Bergflanken und im Schutze abgeschlossener Täler haben die alten Bauernhäuser ihre Ursprünglichkeit am besten bewahrt. Trutzig und widerstandsfähig sind die altersgrauen Balkenwände, sturmzerzaust und wetterhart ihre Dächer. Zähigkeit und mühevollen Arbeit haben diesen Bauten ein eigenes Gesicht gegeben. Es sind die gleichen Züge, die auch dem Antlitz der sudetendeutschen Menschen eigen sind.

Klein und bescheiden sind die Bauernhäuser im Berglande, wesentlich kleiner als die stattlichen Gehöfte in den Dörfern der Ebene. Aber sie sind doch wohnlich genug, um die Familie unter ihrem Dache zu sammeln. Aus dem Gestein der Berge sind die Sockelmauern aufgeschichtet; dunkles Grün der Glimmerschiefer wechselt ab mit dem weißlichen Glanz der Granite. Die Blockwerkwände sind aus zähen Bergfichten gezimmert; prachtvoll ist der Kontrast der patinaüberzogenen Balken zum flimmernden Gestein. Tief herab reichen die schweren Dächer. An der Bergseite berühren sie den Hang, eine Dachgaube vermittelt den Zugang zum Dachboden. Die hölzernen Schindeln der Dachhaut hat meist der Großvater selbst geschnitzt. Auch heute noch steht neben jedem Hause ein kleiner Stapel Dachschindeln, die für die Ausbesserung bestimmt sind.

Mit sparsamen Mitteln weiß der Gebirgsbauer sein Haus zu verzieren. Der schönste Schmuck ist die innige Beziehung zwischen dem Hause und der Landschaft; bodenständig und mit den Bergen verbunden ist die Volkskunst, die den Bauten einen besonderen Reiz gibt. Schon die Verwendung der breiten Balken ist recht eigenartig und wegen ihrer Eckverbindungen siedlungsgeschichtlich besonders wertvoll. Diese Kunst des Balkenbaues ist eine typisch deutsche, und die Art der Bauweise zeigt die engen Zusammenhänge zwischen den Stammesbrüdern diesseits und jenseits des Sudetenkammes. Wie malerisch versteht der Bauer durch weiße Fugen und farbige Balken sein Haus zu zieren. Gelb und Braun sind die bevorzugten Farben, aber auch Hellblau und Rosa kommen vor. Besonders beliebt sind die farbig abgesetzten Türrahmen, die einen prachtvollen Gegensatz zum Balkenbau bringen. Zum Schmuck der weißgestrichenen Fenster gehören die bunten Topfblumen, die bei keiner Wohnstube fehlen dürfen.

In den Gebirgstälern blüht auch heute noch eine bodenständige Schnitzkunst, die den Bauernhäusern ein besonderes Gepräge gibt. In den Grafschafter Bergen finden wir reizvoll ausgeschnittene Dachkanten, auch die Kunst der zierlich geschnitzten Traufbretter ist hier zu Hause. Meist sind auch diese

Schnitzereien farbig abgesetzt oder mit Ranken bemalt. Auch ein Verslein, aus dem Volkstum geschöpft, darf beim alten Bauernhause nicht fehlen. Malerisch und eigenartig sind die Umgänge und Vorlauben, die als rechte Kennzeichen des Sudetendeutschen Hauses anzusprechen sind. Sie waren früher viel weiter verbreitet, aber heute findet man sie nur noch bei abgelegenen Häusern und bei versteckten Gebirgsbauden. Für die Siedlungsforschung sind diese Bauglieder von besonderem Werte, weil sie die Kronzeugen nordisch-germanischer Baukultur sind und den Nachweis für die rein deutsche Zugehörigkeit führen. Einwandfrei und unverfälschbar zeugen die alten Bauernhäuser von der Stammesverbundenheit der Bewohner in Böhmen, Mähren und in Schlesien. Solange diese Siebel stehen, werden sie immer dafür Zeugnis ablegen, daß Sudetendeutschland ein kerndeutsches Land ist.

Die Herkunft jener Vorlauben weist uns den Weg zur germanischen Kulturhöhe in vorgeschichtlicher Zeit. In Böhmen wie in Schlesien haben die germanischen Bewohner die besondere Schönheit ihrer Baukunst auf ihre Nachkommen vererbt. Darum finden wir das Laubenhaus in Prag wie in Budweis und Eger, wir finden es in Arnau, Hohenelbe, in Grulich und in Neu Titschein, aber auch in vielen Dörfern der Nachbarschaft dieser Städte. Die Wiedereindeutschung im 12. und 13. Jahrhundert, die in Böhmen nach den gleichen Gesetzen erfolgte wie in Schlesien, übernahm von der germanischen Bauweise jenes Vorlaubenhaus, das sich, im Gesamteindruck kaum verändert, bis an die Schwelle der Neuzeit erhielt. Vom Steinbau in den Städten bis zum Umgang aus hölzernen Säulen bei der Gebirgsbaude finden wir im Sudetendeutschen Raume alle Formen der Lauben.

Noch ein Merkmal gibt es, das die deutschen Siedlungen ganz scharf von den tschechischen trennt: das ist die Schnitzkunst. Nur soweit die deutsche Sprachgrenze reicht, finden wir die zierliche Kunst der Holzschnitzerei. Auch sie ist ein Erbe, das bis auf die germanische Zeit zurückreicht und seit der Wiedereindeutschung sich kaum verändert hat. Es ist die besinnliche Denkweise nordischer Menschen, die den Bauern in langen, harten Winternächten veranlaßt, zum Schnitzmesser zu greifen, um dem weichen Lindenholz alle seine wunderlichen und tiefen Gedanken anzuvertrauen. Davon legt das kunstvolle Werk der Siebelverzierungen ein sichtbares Zeugnis ab. Neben den Heiligenfiguren und Darstellungen von Bibeltexten nimmt aber auch die profane Volkskunst einen breiten Raum ein. Innerhalb dieses Themas aber finden wir seltsamerweise manche Erinnerungen an das Gedankengut der Väterzeit. Der „wilde Reiter“ taucht auf, die geschnitzte Säule erinnert an kultische Feste. Runenstäbe und Zauberwerk haben ihren Niederschlag im bäuerlichen Schaffen gefunden und auch das Hakenkreuz taucht vereinzelt auf.

Ein seltsamer Weg ist es, den uns diese Sudetendeutschen Bauernhäuser führen. Soweit einst der Lebensraum unserer germanischen Vorfahren reichte, soweit erstreckt sich heute des deutschen Bauernhauses bodenständige Verbreitung. Des deutschen Volkstumes ungebrochene Kraft erhält auch heute noch die Rückzugsreste jenseits der Reichsgrenzen und nährt ihren Mut, an das große Vaterland zu glauben.

Der Türmer in den schlesischen Städten

Ein kulturhistorisches Bild aus alter Zeit

Von Prof. Dr. Schoenaich

Mit seiner Pfarrkirche, mit dem Ratsturm, fühlt sich der Bürger in der guten, alten Zeit besonders innig verbunden. Die Pfarrkirche, „die große Kirche“, in der Nähe des Ringes, erfreut sich einer ganz besonderen Verehrung. Ihr Patron ist zugleich der Stadtheilige, den die Väter aus der alten Heimat ins Kolonialland mitbrachten. St. Nikolaus aus den Niederlanden, den heiligen Martin aus Franken, den Hahn, das Symbol des heiligen Blasius, aus Thüringen, St. Peter mit dem Himmelschlüssel, den Apostel Paulus mit dem Schwerte aus dem Bistum Raumburg. Die Pfarrkirche ist die Stätte der täglichen Andacht. Die Kirchenglocke ist für den Handwerksmeister und seine Gesellen die fromme Ordnerin des alltäglichen Lebens von der Matutine bis zum Ave Maria an der Vesper. Auf dem Friedhofe, um die Kirche herum oder im Gotteshause selber, betten sie ihre Toten zur ewigen Ruhe. Vom Gottesacker an der Pfarrkirche hoffen sie dereinst selber der seligen Auferstehung entgegenzugehen. Und neben der Pfarrkirche sind ihm der Ratsturm und der Türmer droben in seinem luftigen Gemach liebe, vertraute Gesellen. Der Ratsturm, der Zeitglockenturm, der ihm mit seinem Seiger und seiner Seigerglocke seit dem 16. Jahrhundert die Stunden weist. Der Repräsentant der Stadtgemeinde, ihrer Wohlhabenheit, ihres bürgerlichen Selbstbewußtseins; mit seinen hochragenden Turmhelmen das stolze Wahrzeichen der alten Stadt. Der Türmer, auch er ein lieber Geselle, weil mit dem hohen Amte des Turmwächters, des Stadtpfeifers, so viel sinniges Brauchtum von den Vätern her verbunden war. Das Amt des Türmers ist verhältnismäßig jung. Wie ja auch unsere Ratstürme erst allmählich, Stockwerk um Stockwerk, zu ihrer stolzen Höhe emporgewachsen sind. In Breslau ist erst 1504 der Aufbau des Ratsturmes vollendet; die welsche Haube errichtet 1558/59 Andreas Stellauf, ein Schweidnitzer Meister. In Greiffenberg kommt auf den älteren, viereckigen Unterbau 1644 das verjüngte Achteck, und auf dieses erst 1688 die welsche Haube. Der Freystädter Ratsturm ist erst 1772 „von dem niedrigen Orthe, wo sich das gemauerte Quadrat anfang, in die Höhe gebracht worden“. In ihrem viereckigen, massigen Unterbau, noch aus der Zeit der Gotik, sollten die Ratstürme anfangs nur Markttürme sein. An dem „Torm uf dem markt“ hingen die Breslauer den Markthut auf, die Freystädter die Marktfahne; da läutete das Marktglöcklein, wenn der Verkauf der Marktware beginnen durfte. In den unteren Räumen befand sich seit alters das Gefängnis. Auch der ehrsame Bürger, der junge Übermut, konnte leicht mit dem Turme einmal Bekanntschaft machen. „Wofern ein Handwerksmeister oder Gesell nach der Bierglocke im Wirtshause sitzen bleibt oder der Wirth, der nach dieser Zeit noch auswärts Bier verkauft, sollen beide, Wirth und Gäste, zwei Nächte ins Gefängnis wandern.“ So beschloßen die

gestrengen Herren vom Räte im alten Jauer. Am Unterbau des Turmes befand sich anfangs auch die Ratsuhr. 1439 erhält der Seigermeister in Bunzlau 1 Schock Groschen jährlich, weil er jetzt bei dem neuen Rathause höher steigen müsse als sonst. Der allgemeine Wunsch, die Rathausuhr höher anzubringen, damit sie weithin von jedermann, auch von den „Fergesessenen“, gesehen werden konnte, vor allem das Bedürfnis nach einer dauernden Feuerwacht von hoher Warte aus, führte dann zur Erhöhung der Ratstürme. Aus dem niedrigen Marktturm wird der stattliche Zeitlockenturm, der hochtragende Feuerwachturm mit dem Türmer, der Seigerlocke und Sperrlocke, der größeren Bürgerglocke, die in höchster Gefahr Sturm läutete und die Bürgerschaft zur Abwehr zusammenrief. Griechen und Römer kannten nur Sonnenuhren, Wasseruhren und Sanduhren. Räderuhren kommen im 12. Jahrhundert in den Klöstern auf, Turmuhren erst im 14. Jahrhundert in Straßburg und in Augsburg. 1367 schließt der Rat in Breslau einen Vertrag mit dem Schmiede (!). Er soll die große Ratsuhr (am Ostgiebel?) in Ordnung bringen. Wanduhren sind späteren Ursprungs. Die Taschenuhr erfindet um 1500 Peter Hele in Nürnberg (Nürnberger Eier!). Die Ratsuhr war lange der einzige Zeitweiser. In Breslau erhält der erhöhte Ratsurm 1569 das neue Uhrwerk. Für die „große Uhr“ am Mittelgiebel der Ostfront des Rathauses wird 1580 das Ziffernblatt eingesetzt. Diese stilvolle Ratsuhr ist also auf die Rechnung der Renaissance zu setzen. Im 16. Jahrhundert wurden in den schlesischen Städten mancherlei Maßnahmen ergriffen, um die immerwährenden Brände einzuschränken. Durch Feuerordnungen regelte man für die Zünfte den Feuerlöschdienst. An die Stelle der Handfeuerpritze und des Feuerbesens tritt die viel wirksamere große Spritze mit Hebewerk und Schläuchen. Fernwasserleitungen, „Wasserkünste“, sorgen dafür, daß in den Rohrkästen auf dem Ringe im Falle eines Brandes immer genügend Wasser vorhanden war. In diese Zusammenhänge hinein möge man auch die Erhöhung der Ratstürme bringen. Der niedrige Marktturm wird zum Feuerwachturm. Die älteren Siegel unserer Städte haben als Siegelbilder Wächter auf den Tortürmen, mächtige Hörner blasend. Diese Torwächter sollten besonders nach den Vorstädten Ausschau halten, die mit ihren Strohdächern bei einem Brande auch die Binnenstadt gefährdeten. Sie mag man, wie die Feuerwächter auf den Kirchtürmen, als die Vorläufer der Türmer ansehen. In die Mitte des 16. Jahrhunderts fallen denn auch die ersten erhaltenen Türmerordnungen: in Breslau schon 1469, in Jauer 1556, in Schweidnitz 1559, in Glogau 1566. Die Signalisierung des Feuers war nach unseren heutigen Begriffen ziemlich umständlich. „Geht ein Feuer in der Stadt auf oder in der Vorstadt, so soll der Türmer stracks die Glocken schlagen, blasen mit der Trompete bzw. mit dem Horn, dem ‚Feuerkalbe‘.“ In der Richtung des Feuers hängt er eine Fahne heraus, des Nachts eine rote Lampe. Zur Nacht hat er sich alle halbe Stunden mit seinem Pfeifchen bemerkbar zu machen; die vollen Stunden kündigt er mit dem Horn an. Nach jedem Seigerschlage hat er zu blasen bzw. für „die Weitgesessenen“ die Seigerlocke anzuschlagen. Passieren hochgestellte fremde Personen die Tore, dann soll er sie ankündigen, „anblasen“. Dazu kam eine Reihe von anderen Pflichten, die den Türmer mit

dem Leben und Treiben des Alltags aufs engste verbunden zeigten. Für das Gefinde bläſt der Türmer in der Frühe von Michaelis bis Faſtnacht „den Stehauf“, ruft um die Mittagszeit Meiſter und Geſellen aus der Werkſtatt zum dampfenden Mahle. Ehe die Stadttore ſich ſchließen, läutet die Sperrglocke zur Heimkehr. Das Bierglöcklein mahnt auch den ehrſamen Bürger, den Abendtrunk zu beſchließen. Die Ratsglocke geleitet den armen Sünder auf ſeinem letzten, ſchweren Gange. Im Zeitalter der Reformation kommt in die Tätigkeit der Türmer eine religiöſe Note hinein. Wenn Markt und Straße ſtill geworden und um des Lichtes geſellige Flamme ſich die Hausbewohner geſammelt haben, da bläſt der Türmer den frommen Abendſegen zum Preise deſſen, der den Menſchen den Tag gegeben, dem Hüter in der Nacht. In vielen Städten iſt der Türmer zugleich der Stadtpfeifer, der bei den Hochzeiten der Honoratioren auf dem Bürgerſaale zum Reigen aufſpielt. An den hohen Feſteſtagen ſteigen ſeine Geſellen herauf, und er macht mit ihnen „das Hoſerecht“: die vertrauten Kirchenlieder aus der Zeit der Väter, vom hohen Turme herab in der Frühe ertönend, ſie gaben tief bis ins 19. Jahrhundert hinein unſeren Kirchenfeſten den ſtimmungsvollen Auftakt. In Jauer, und wohl auch anderswo aus gleichen Anläſſen, kam der Kantor, als im Jahre 1500 bei dem großen Brande in der Goldberger Vorſtadt die Stadt verſchont geblieben war, mit ſeinem Singchor herauf und ſang alljährlich am 15. Juni das „Danklied für die Behütung der Stadt“. Und wenn die Kriegesfurie ſich da drunten wieder einmal ausgetobt hatte und die Glocken den goldenen Frieden einläuteten, auch da ſtiegen ſie herauf zum Türmer und blieſen es hinaus ins weite Land und hinauf in den blauenden Himmel das alte Loblied Martin Rinckarts: „Nun danket alle Gott, mit Herzen, Mund und Händen!“ In der friderizianiſchen Zeit bekamen die Türmer in unſeren Städten einen ſeltſamen Beſuch: Friedrich Bernhard Werner, der preußiſche Skenograph, der fleißige, geſchickte Kartenzeichner, hat da droben beim Türmer ſeine ſchönen Pläne der ſchleſiſchen Städte gezeichnet in der Vogelſchau. Es iſt erſtaunlich, mit welcher Zähigkeit das Amt des Türmers und ſeine Bräuche aus der Zeit der Väter ſich erhalten haben. Die nach unſeren heutigen Begriffen etwas geräuſchvolle Tätigkeit des Turmwächters wurde ſchon früh ein wenig eingeſchränkt. Das viele Tuten und Blaſen und Pfeifen empfanden auch die ſtarknervigen Menſchen des Mittelalters als läſtig, ſtörend. Wie unſere Väter in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts „das ewige Gebimmel der Kirchenglocken“. Schon 1580 wird „der Stehauf“, mit dem der Türmer in der Frühe Meiſter und Geſellen zur Tagesarbeit zu rufen pflegte, und das Abblaſen der Stunden mit dem großen Horne abgeſchafft. An die Stelle trat die Trompete. Auch das Abpfeifen der Viertelſtunden durch jedes der vier Turmfenſter hörte allmählich auf. Wanduhren und Taſchenuhren, Schlaguhren an den Türmen, Straßenuhren, überall in der Stadt zerſtreut, machen den altehrwürdigen Türmer als Stundenkündler überflüſſig. 1885 brachten die Breslauer auf dem Magdalenenurme eine Schlaguhr an. In demſelben Jahre ſtellte man an der Schweidnißer Torwache die erſte Wetterſäule mit einer Uhr auf. Das Amt des Feuerwächters hat ſich länger erhalten. Man wußte lange nichts Beſſeres an die Stelle zu ſetzen.

1847 waren Feuerwachen in den verschiedenen Stadtteilen Breslaus geschaffen worden. 1859 errichteten die Breslauer die städtische Feuerwehr. Erst 1879 ging die Feuerwache auf dem Ratsurme und auf dem Turme von Magdalenen ein. 1910 wurde der Türmer auf St. Elisabeth abgeschafft. Welch ein mühseliger Weg von dem gellenden Feuerkalbe des Wächters, von der ausgesteckten Fahne und der Leuchte bei Nacht bis zum geräuschlosen elektrischen Feuermelder, von dem schwerfälligen Feuerlöschwesen der Zünfte bis zu der blitzartig wirkenden modernen Feuerwehr, motorisiert, mit Dampfkraft und allen möglichen Mitteln des neuzeitlichen Feuerlöschwesens ausgerüstet!

Das sinnige Brauchtum des alten Türmeramtes ist bis auf den heutigen Tag nicht erstorben. In der Romantik lebte es fort, in ihrer Dichtung, in ihrer Kunst. Es wurde geübt in unseren schlesischen Städten an den kirchlichen Feiertagen, auch an den großen, vaterländischen Festen bis in den Weltkrieg hinein. Wenn Friedrich von Schiller in seinem Macbeth den greisen Pförtner das innig fromme Morgenlied singen läßt

„Lob sei dem Herrn und Dank gebracht,
 Der über diesem Haus gewacht,
 Mit seinen heil'gen Schaaren,
 Uns gnädig wollte bewahren!“

So ließ sich der Dichter dabei von Türmererinnerungen leiten aus der Jugendzeit. Wie Luther seine lieben Kleinen mit dem Kinderweihnachtspiel „Vom Himmel hoch, da komm ich her“ beschenkte und der ehrenfeste Kantor Nicolaus Hermann für seine lieben Joachimsthaler die ehrwürdige Weihnachtsgeschichte in klangvolle Töne brachte, so schuf Ludwig Richter, der klassische Darsteller deutschen Kinderlebens, im Zeitalter der Romantik sein gemütvolltes Türmer-Weihnachtsbild für die deutsche Kinderwelt. Die Freuden und Leiden eines Türmers im Dreißigjährigen Kriege, des Stadtpfeifers der freien Reichsstadt Weilburg im Rahntale, hat Wilhelm Heinrich Riehl, der Meister kulturhistorischer Novellistik, zum Vorwurf für eine seiner schönsten Erzählungen gewählt. Und Alfred Rethel, der berühmte Maler Karls des Großen in der Zeit der Romantiker, läßt den Zyklus seiner Totentänze mit einem der rührendsten Gemälde abschließen. Der Tod ist selber heraufgestiegen im Pilgergewand und läutet als gütiger Freund dem müden Türmer im altväterischen Lehnstuhle das Glöcklein zum Sterben. Im schlichten Turmstübchen, wo ein bescheidenes Menschenleben seinen Weg ging, still und unbeirrt, in harter, frommer Pflichterfüllung.

Die neue Zeit will gute, alte Bräuche neu beleben, Volkstum der Väter, so weit es wertvoll, artgemäß, neu gestalten. Das Brauchtum des Türmers mit seinen alten, markigen, protestantischen Weisen dürfte ein Volksbrauch sein, der Erneuerung wert. Das protestantische Lied bleibt der beste Teil unseres Kirchentums; es ist durch unsere großen Musiker Händel und Bach, im Volke festgewurzelt, ein Stück der deutschen Volksseele geworden.



Alte Breslauer Stammbücher

Plauderei von Hermann Binf

„Meines Erachtens“ — schreibt Wilhelm Hauff in seinen unvergleichlich schönen Phantasien im Bremer Ratskeller — „ist es keine üble Gewohnheit, die ich von meinem Großvater angenommen, nämlich hie und da Einschnitte zu machen in den Baum des Jahres und sinnend dabei zu verweilen. — Noch jetzt, als wäre es gestern geschehen, sehe ich sein großes blaues Auge sinnend auf den vergelbten Blättern seines Stammbuchs weilen; und wie deutlich sehe ich, wie dieses Auge nach und nach sich füllt, wie eine Träne in den grauen Wimpern zittert, wie der gebietende Mund sich zusammenpreßt, wie der alte Herr langsam und zögernd die Feder ergreift und einem seiner Brüder, der geschieden, das schwarze Kreuz unter den Namen malt. — Zündete er nicht den Christbaum seiner Erinnerung an, flammten nicht tausend flimmernde Kerzen auf, die Lieblingsstunden eines langen Lebens, und schien er nicht, wenn er am Abend still und ruhig im Sessel saß, sich kindlich zu freuen an den Gaben der Vergangenheit?“ — Hier haben wir die alte deutsche Sitte der Stammbucheintragungen von ihrer tiefinnigsten, sinnigsten Seite. Sie stammt aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts. Zur Zeit der Reformation war die Sitte schon sehr verbreitet. Die berühmtesten Gelehrten lehnten es nicht ab, in das ihnen von einem Studenten vorgelegte Stammbuch mit Namen und Denkspruch sich einzuschreiben. Goethe läßt den Schüler im „Faust“ zu Mephisto sprechen:

„Ich kann unmöglich wieder gehen,
Ich muß euch noch mein Stammbuch überreichen.
Sönn' eure Gunst mir dieses Zeichen!“

In Studenten- und Adelskreisen waren die Stammbücher sehr beliebt. So lesen wir:

„Wohlgeboren ist Ehr, Wol er Zogen ist noch Viel mehr
Wolgelebet ist fremdt, Wolgestorben ist seligkeit.

Vinit post fortuna (Einzeichnung des Wappens) Virtus

Zu stettswährendem freundlichem angedenkchen schrieb dieses den
18. Junij A 1633 in Bresslau

Georg Friedrich von Artzatt mpp.“

Am 28. Februar 1628 schrieb in „Presslaw seinem Herrn wirdt Heinrich Premern“ Hans Christoff von Bieber ins Stammbuch:

„Nach ehr, vnd tugent, viel ich streben
So lange, mir Gott vorleit d. leben.“

Einem anderen Stammbuchblatte entnehmen wir:

„Der ist wißig vnd wohl gelert
Der alle sach zum Besten kehrt.

Caspar Borck.

Actum Breslaw den 28ten 8bris ao. 1654.“

Eigenartig ist folgende Eintragung:

„den 9 October Anno 1637 Breslaw
Wer sich selbst willig macht Leibeygen
wan was ihm plagt so mus ers leyden

1641

Den Tag Marttini † den 11 Nouembers

Zu mittage 10 Uhr auf der Burck Breslaw gnade dir gott.

Wilhelm Borckh

Obrister leuttenanbt mp.“

Johann Georg Burggraf und Graf zu Dohna schrieb am 1. Dezember 1657 zu Breslau folgendes:

„Contentement passe richesse
vive le dessein pour ma Maitresse.

Ach libes Kind es ist kein Sicht
So ist es auch kein Fieber nicht
Viel weniger die Colica
Kein stein ist auch Vorhanden da
Vnd wenn Ich Euch nur nicht betrübt
Wollt sagen daß Ihr seid verliebt.“

Aus dem Jahre 1636 ist uns eine Eintragung erhalten geblieben:

„30ten Martii Aufm Elwing vor Bresslau
FFFFVE

Dero Röm. Kay. May. Dess Hochlöblichen Gräfl. Annabergisch.
Regiments bey der leib Compagnie bestalter Fendrich
Georg Friedrich Haugwitz von Pischkowitz mpp
Bernhardt Haugwitz von Pischkowitz auf water
Gebrüder.“

Ein Buchbindergeselle Zimmermann zu Breslau schrieb dem wandernden Handwerkskollegen Christian Lommers von Zeitz in Meissen folgendes:

„Wer allzeit bei den Ofen sitzt,
Grillen und die Hölzlein spitzt,
Vnd frembde lande nicht beschawt,
Der ist ein Aff in seiner Haut.“

Der wohlbestallte Rittmeister Ernst von Krackau zeichnet auf einem Stamm-
blatte am „17 Aprilis des 1629 Jhars zu Bresslaw“:

„Besser Erlich gestorben
Als Sföttlich gelebt.

Drum wag ichs Alzeit frisch und Unverzagt
Wer Weiss wer mir das Andere jagt.“

„Eine kurtze freud und langes layd
Ist der welleidt bestes kleidt“

war am 9. „May 1634“ Siegfried Pfeils Meinung zu Breslau.

„Ein Treuer Freindt ein
Scharffes Schwerdt in
der noth Seindt Sie
vill Geldess werdt.“

Diese Eintragung Abraham von Pusters, sowie alle vorhergenannten — mit
Ausnahme des Buchbinderpruches — sind alle vorhanden in dem Stamm-
buche des Bürgers und Gastwirts Heinrich Brimmer zu Breslau, welches
später im Besitze des Kaufmanns Georg Starke zu Görlitz war. Aus einigen
anderen Büchern sollen folgende originelle Aufzeichnungen noch Erwähnung
finden:

„Wo irgend bei dem külen wein
Zwey oder drey Schulmeister seyn,
Da hörte man wass Dialectica
Sei für ein Kunst im barbara.
Wenn sie doch dass celarent nur
Auch brechten in dieselb Figur,
So würden sie vil mehr geehrt,
Die kunst blieb doch in irem wehrtt.“ 1581.

„Als Christus ist auff erden kommen,
hatt er vier wonnungen eingenommen:
Marie leib, ein kripplein klein,
Das creuz, zuletzt ein hollen stein.“ 1581.

„Wer was nützliches lernen will,
Der muss nicht schlaffen azufihl,
sondern gar eben nehmen wahr
Der morgen Stund durchs ganze Jahr. 1659.

„Herz verzag nicht,
Maull klag nicht,
Fortuna stirbt nicht.“ 1643.

„Wen mir der Hochste das nur giebet,
 Was mir zu leben nötig ist,
 Vnd eine Seele, die mich liebet,
 Vnd mich vor allen ausserkießt,
 So lieb ich vber Geld vnd Guth
 Sie und die Kunst und freyen Muth.“ 1649.

„Treuer Freundt ein seltzam Gast,
 Den Melonen gleich zu schätzen,
 Fünffzig Körner musst du setzen,
 Eh du einen guten hast.“ 1637.

Die alten Stammbücher haben uns ein reiches kulturgeschichtliches Material geliefert, und der Wert solcher Einzeichnungen ist durchaus nicht zu unterschätzen, geben uns dieselben doch ein treues Spiegelbild der Aufzeichnungszeit.

„Die Zeiten der Vergangenheit
 Sind uns ein Buch mit sieben Siegeln;
 Was ihr den Geist der Zeiten heißt,
 Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
 In dem die Zeiten sich bespiegeln.“

Doas Tudaustreiba

*Woas lärmt doas Vulk is Döifla nuff?
 Woas hoit is uff dam Spieße druff?
 An Moan voo Struß und Bosie!
 Voo Schläge hängt ar schunt a Koop.
 Woas ihs doas junge Vulk dooch groob!
 S' ihs Sunntig uff Mittfoste.*

*Sie iroin a Tud zum Durfe naus,
 Sie schloin nooch ihm und scheltan aus
 Und drähn an zengst eim Kreise.
 Sie macha hingerm Durfe haalt.
 Ob Tud, nu mußte sieiba baald,
 S' woar denne letzte Reise.*

*Sie schubsa ihn, sie ruppsa ihn,
 Ob je - sie tun kenn Spoß versiefen,
 Sie zeiga kei Derborma.
 Sie iratan uff'm Leebe rüm
 Und drähn'm a Schlawüchel üm
 Und brechsam Hols und Orma.*

*Sie groaba ihm a tiefes Luch.
 Is sprichs doas Vulk an groba Fluch
 Und schickt'n eis Verdeiba.
 Die Sonne rui eim Obend stieft,
 Und oos derr Ferne klingt a Lied,
 A Lied voo Tud und Sieiba.*

Gottfard Nitschke

Blutschuld und Sühne in alter Zeit

Von Dr. Ernst Boehlich

Anno 1618.

Tiefe Unruhe ging durch das schlesische Land. Mißstimmung stand zwischen den Ständen, Gehässigkeit zwischen Untertanen und Fürsten, Argwohn spähte über die Berge gen Prag und nicht minder gen Wien. Laut und frei waren Ruf und Kampf durch die Zeiten der Reformation erklungen; nun war es, als sei alles zu verkrampftem Flüstern gedämpft, das irgendwann, vielleicht bald, zu einem wilden Schrei aufbrechen sollte. Im Dämmern unaufhaltsam wachsenden Mißtrauens schritten Unbändigkeit und Gewalttat scheuloser als seit langem aus. Denn wo niemand wußte, was der kommende Morgen Furchtbares bringen konnte, hütete sich keiner, auch heute schon über die Grenze zu springen, innerhalb welcher Recht und Friede die Hände vor böser Tat banden.

Anno 1618.

Im späten Mai lief die Kunde durch Schlesien, daß zu Prag, wo die böhmischen Stände in trotziger Beratung gegen Wien versammelt saßen, die verhassten kaiserlichen Räte aus dem Fenster des Schlosses gestürzt worden seien. Wohin das zuerst noch dunkle Gerücht drang, erweckte es ein Gefühl, als erbebe der Vorhang, hinter dem der andere Tag sein gewaltiges Spiel rühren sollte, und wer konnte, eilte, Genaueres über die Vorgänge zu erfahren.

Ein Krämer, der von Striegau nach Neumarkt unterwegs war, hatte die erregende Kunde nach dem Schlosse Stusa gebracht, wo Frau Helene von Vidau verwitwet mit ihren Söhnen saß. Hans, eben erst erwachsen, aber ungefüge und zu rascher Ubereilung nicht minder als die Brüder geneigt, sprang auf und rief, daß man sein Pferd sattle. Er müsse, sagte er, zur nahen Stadt reiten, um dort den Knecht zu mieten, der an eines entlaufenen Stelle nun dringender als je erforderlich sein werde. In Wahrheit hoffte er, den einen oder anderen vom Adel der Umgebung zu treffen, auf alle Fälle aber Näheres zu hören. Nicht ohne Besorgnis sah die Mutter ihm nach; Neumarkt bedeutete Weinhaus, und sie wußte, wie schnell der Trunk Gewalt über den Unbeständigen gewinnen konnte.

Bei Zacharias Redehose, dem ehrbaren Schöffen und wohlverfahrenen Weinschenken, fand Hans von Vidau die Gaststube leer, und der Wirt, den er alsbald auf die Nachrichten von drüben ansprach, setzte das Kelchglas voll Malvasier mit einem Achselzucken auf den Tisch, sei es, daß die Kunde noch nicht zu ihm gedrungen war, sei es, daß er sich scheute, in so ungewisser Sache bestimmte Meinung zu äußern. Auf das Drängen seines Gastes, er möge sich zu ihm setzen und mit ihm trinken, entschuldigte er sich, er sei erst vor wenigen Stunden von Grünberg zurückgekehrt und müde von der anstrengenden Reise. Trank Hans von Vidau allein und wartete, und da den Abend über niemand mehr einkehrte als geringes Volk, blieb er über Nacht, in der Hoffnung, andern Tags Nachrichten, wie er sie hören wollte, zu bekommen.

Es war Mittag, er hatte gegessen, aber noch hatte keiner den Weg in die beliebte Weinstube gefunden. Der Unruhige griff von neuem zum Glase, und um die Zeit lustiger hinzubringen, schickte er zu Christoph Rmetzsch, dem Fiedler, der auf den Herrensitzen des Kreises viel herumkam, und bald auch zu Meister Behme, dem kunstvollen Waffenschmiede, er möge ihm etliches schöne Gewehr zu Ansicht und möglichem Kaufe vorlegen. Der Spielmann kam zuerst, und er, er bestätigte, daß der Krämer wahr gesprochen hatte, er wußte Einzelheiten, wie die Herren Martinitz und Slavata mitsamt dem Geheimschreiber Fabricius in den Graben geflogen und, von Kugeln umpfiffen, dennoch mit dem Leben davongekommen seien. Aber dann griff er zur Geige und spielte, anstatt zu diskurieren, wie er es sonst so gut verstand. Und Meister Behme kam. Ehe er noch die Waffen auf dem Tische ausgebreitet hatte, sollte er reden. Nun werde es angehen, sagte Hans von Vidau, nun werde es dem Alten in Wien und seinen schlimmen Beratern wohl fühlbar werden, wohin die ewige Treulosigkeit führe. Aber der Schwertfeger versagte sich wie der Geiger. Schlecht und gefährlich möchte ein Spiel werden, zu dem die Böhmen, nicht minder falsch und hochfahrend als die an der Donau, die Karten mischten. So meinte er, und der junge Edelmann fuhr auf und schrie, jämmerlich sei es, mit all dem Städtervolke verkoppelt zu sein, das zu keinem Abenteuer und Wagnisse Mut und Schwung besitze. Er lief hinaus und rief nach einem Boten. Jetzt wußte er, was er brauchte: Friedrich von Barwitz auf Flemischdorf, dicht vor der Stadt, mußte kommen, sein Freund, mit dem er so oft gegessen und geschwärmt hatte.

Es dauerte nicht lange, da war er da; er wußte und redete, ohne lange zu warten, ja, er wollte reden, und es störte ihn wenig, daß bald nach ihm Botschaft der Mutter eintraf, er möge nicht zu lange verziehen, Herr Kaspar von Salisch sei zu Gaste gekommen. Man einigte sich, daß Vidau mit hinausgehen werde, und schickte inzwischen den Spielmann mit dem Pferde nach Flemischdorf voraus, um den neuen Besuch anzukündigen.

Meister Behme blieb, und dem erhofften Geschäft zuliebe ließ er sich nötigen, an dem stürmischer werdenden Umtrunke teilzunehmen. Wieder breitete er seine mancherlei Rlingen aus, und Vidau, mehr und mehr in Feuer kommend, begann zu wählen. Ein Dolch von feiner Arbeit gefiel ihm besonders. Er wog ihn aus und fühlte, wie gut und passend er ihm in der Faust lag.

„Geht's zum Kriege, den nehm ich mit. Dem ersten Kaiserlichen einen Gruß!“ Er schwang die Waffe hoch; aber der von Barwitz nahm ihm das gefährliche Ding aus der Hand, und der alte Schmied machte ein bedenkliches Gesicht.

In diesem Augenblicke trat, von dem Weinschenken geführt, ein alter Knecht aus Stusa ein. Die Frau Mutter sorgte sich um das lange Ausbleiben des jungen Herrn, er möge doch so bald wie möglich zurückkehren, zumal er sein Geschäft, einen neuen Reitknecht zu werben, sicher schon vollzogen habe.

Aber Hans lachte.

„Sieh unstre Mütter, Barwitz! Hat die deine geschickt, schickt die meine nicht minder; haben sich beredet, scheint's, und wollen uns unseren Trunk nicht gönnen!“

Nun sollte es ihm doppelt schmecken. Der Knecht möge nur gehen, möge, um Umstände zu vermeiden, sagen, er habe ihn nicht getroffen, und überdies sei es wirklich noch nicht möglich gewesen, den neuen Dienstmann zu mieten.

Das, sagte Zacharias Redehofe, während der Stusaer Bote die Stube verließ, könne vielleicht in Kürze erledigt werden. Draußen beim alten Felke sei Jorge, der Sohn, zurückgekehrt; der sei ein Reiter gewesen und werde mit Pferden wohl umzugehen wissen.

Er ging hinaus, um den Mann zu holen. Der kam. Friedrich von Barwitz erschrak, als er ihn sah, und auch der Bidau kniff die Augen zusammen: ein großer, wilder Kerl, eine rotglühende Narbe quer über das Gesicht, ein Auge — der Schwertthieb hatte es mitgenommen — verklebt; das andere blickte die beiden jungen Edelleute hart und ohne all Unterwürfigkeit an.

„Nimm ihn nicht, Herr Bruder“, flüsterte der Barwitz; doch der Bidau meinte, ein Soldat sei ihm gerade recht in dieser Zeit, und wurde mit dem Jorge ohne langes Bedenken einig. Der neue Reitknecht blieb, als sei es selbstverständlich, da und übernahm es, die Gläser aus der Kanne zu füllen. Auf einen Wink seines neuen Herrn trank er auch selbst und begann, die Fragen nach seinen Schicksalen langsam und knapp zu beantworten.

Am Rheine habe er sich geschlagen, in Ungarn und in Italien, wo er zuletzt beim Grafen Mansfeld in Savoyen gestanden. Der warte nur darauf, seine Truppen nach Deutschland zu führen, um gegen die da in Wien zu gehen, und nun sei es auch wohl soweit.

Er rede, sagte der Bidau, als ob er nichts Besseres denken könne, als gegen den katholischen Kaiser zu ziehen; warum er denn da den Mansfeld verlassen habe? Aber der Knecht antwortete nicht; er trat an den Tisch heran und ergriff die Waffe, die sein Herr erstanden und noch nicht eingehehnt hatte.

„Ein sauber Stück! Just wie sie es in Italien lieben und ein Stiletto nennen, scharf und spitz. Üben ein sonderlich Kunststück damit, Spitzbuben, die sie sind! Umarmen den andern wie einen Freund und derweil — ein Stich in die linke Brust, und das Herz vergift zu schlagen.“

„Gebt mir den Dolch zurück“, bat der Schwertfeger. „Mag ihn nicht in Euern Händen sehen!“

Aber Hans von Bidau riß die Waffe an sich und henkte sie ein. „Wahrlich, ein kostbar Stück“, sagte er; „hier ist Euer Lohn.“

Meister Behme sah die andern mit großer Unruhe an und stand auf. „Es wird nicht gut werden. Laßt mich gehen.“

„So geht uns zu Gefallen beim Spielmann vorbei und schickt ihn noch einmal her!“

Der Waffenschmied ging; aber Christoph Rmetzsch kam nicht. Und da es inzwischen später Abend geworden war, drängte Friedrich von Barwitz zum Aufbruch. Regen hatte eingesetzt, und kühler Westwind schlug ihnen entgegen, als sie auf die Landstraße hinaus kamen. Der Jorge, der dicht hinter

den Herren herging, fing an zu singen: Kein schöner Tod ist in der Welt, als wer vorm Feind erschlagen . . . Der Barwitß wollte es ihm verweisen; aber Bidau hielt ihn am Armel fest.

„Wie ist's mit dem Salisch? Ich kenn' ihn nicht. Ist's nicht der, der neulich in Breslau zum Besten des Kaisers geredet? Er ist's. So ist er ein Feind der guten Sache und ein bravierischer Kerl dazu, ein hochmütiger Pocher und Troßer.“

„Ein Gutmütiger ist er“, beruhigte der Freund, „du wirst es sehen.“

„Und doch ist er uns zuwider, da er so geredet hat. Muß ihn doch für einen Bravierer halten. Möcht' es ihm einmal zeigen!“

„Kein schöner Tod ist in der Welt . . .“, sang der Knecht wieder. Aber nun wurde der Barwitß ernstlich böse, und sie legten das letzte Wegstück schweigend zurück.

In Flemischdorf traf man erst gegen zehn Uhr ein, fand aber die Hausfrau mit dem Gaste noch beim Abendbrot vor. Die Dame beeilte das Essen, so sehr sie nur konnte, und war froh, als es ohne Zwischenfall verlaufen war. Sie kannte den jungen Bidau von früheren Gelegenheiten und schickte nach kurzem die alte treue Magd noch einmal in das Trinkzimmer, um nach dem Rechten zu sehen. Seltsam, berichtete sie, sehe der Herr von Stusa aus und zum Fürchten, aber er halte sich still.

Inzwischen lag auch dem Herrn von Salisch nichts daran, länger aufzusitzen, zumal jener unvermittelt auf die Vorkommnisse in Breslau anzuspähen begann und sich bald in heftigen Redensarten gegen den Kaiser erging. Aber es gelang Herrn Kaspar, sich einer schärferen Erörterung zu entziehen, und er war bereits in seinem Zimmer, ehe Bidau merkte, daß er gegangen sei. Da erklärte dieser, wie enttäuscht über eine verpaßte Gelegenheit, er müsse dem andern noch einmal zutrinken, und begab sich, ohne auf das Jureden des Freundes zu hören, mit dem Glase in der Hand hinaus. Barwitß und der Jorke, der auch hier aufgewartet hatte, folgten.

Kaspar von Salisch hatte bereits begonnen, sich zu entkleiden, und Waffen und Wams abgelegt. „Gesegn' es dir Gott“, erwiderte er auf den Zutrink. Bidau blieb stehen und musterte ihn. „Bravieren ist jetzt aufkommen“, sagte er plötzlich.

„Darfst mich nicht für einen Bravierer schelten; ich möchte jedem die Hände unterlegen. Hast du mir aber etwas zu sagen, so sage es mir auf den nüchternen Morgen und lasse mich heint zufrieden.“

Bidau gab sein Glas ab, als ob er es noch einmal füllen lassen wollte, und sein Wirt wandte sich dem Knecht zu, der an der Tür lehnte und wartete.

Ein Schrei gellte. Barwitß fuhr herum und sah seine beiden Gäste ineinander verschlungen. In des einen Hand zuckte ein Dolch; der andere griff nach der Brust und sank lautlos zusammen. Tief erschrocken sprang Barwitß zu und beugte sich über den Verwundeten, rief um Hilfe, Verbandzeug und belebende

Essenzen; aber er spürte bald, daß alles sinnlos und vergeblich sei. Im Hause wurde es laut. Vidau blieb, die blutige Waffe in der Hand, reglos und blickte auf die Gruppe vor ihm, als könne er nicht fassen, was geschehen sei. Plötzlich fühlte er sich an der Schulter ergriffen; der Reitknecht stand neben ihm.

„Der Herzstoß, Herr! Dagegen ist kein Kraut gewachsen. Nur fort! Sonst kreischen die Raben!“

Durch das Gedränge, das an der Tür des Unglückszimmers bereits entstand, an der entsetzten Hausfrau vorüber, immer den Dolch blank in der Hand, wurde der Willenlose von dem Knechte fortgerissen.

„Nun auf das Pferd! Ich hab' es außen vor dem Stalle angebunden“, flüsterte der Listige.

„Mord!“ kreischte eine Frauenstimme durch die Nacht, und der Täter fuhr zusammen. Aufgeregt begann er nach dem Reitzeug zu suchen, und auf einmal, als er es nicht sofort finden konnte, kamen Schauer und Schrecken seiner Lage, kam die Furcht über ihn, und er schrie in Todesangst laut auf.

Aber der Knecht behielt die Ruhe. In kurzem hatte er gesattelt, seinen jungen Herrn aufgesetzt und das Pferd am Zügel auf die freie Landstraße geführt.

„So bitt' ich dich um tausend Gotteswillen, gehe zu Christoph dem Fiedelmann und laß dich nach Stusa bringen. Wollet's meiner Frau Mutter und Herrn Bruder zu wissen tun, und du halte dich dort.“

„Sorgt nicht um mich, vielmehr um euch! Reitet, so schnell das Roß euch trägt, reitet, bis die Galgen fremdes Zeichen tragen. Reitet!“

Und jener ritt. Früh am andern Morgen fand Matthes Zieba, einer Witwe Sohn zu Reulendorf, der Hirtenknabe, da er seine Schafe austrieb, über die ganze Flur verstreut, wie auf eiliger Flucht verloren, einen Dolch, von frischem Blute gerötet, ein Paar blutbespritzte Handschuh, eine Schärpe, einen Hut, mit blauen Federn geschmückt.

Von Hans von Vidau hörte man nichts mehr.

Aus Flemischdorf aber erscholl der Ruf des Mordes und rief die Gerichte zur Stelle. Sie kamen und machten ruckbar, was sie fanden: den Herrn von Salisch mit einem Stiche durch die linke Brust zum Herzen, „also daß er sein junges Leben mit dem unschuldigen Blute jämmerlich aufgeben und diese Welt gesegnen müssen“. Und es kamen die nächsten Schwertmagen und Gefreundete des Toten und beschloßen, die peinliche Verfolgung wider den Mordtäter der Obrigkeit anheimzustellen. Da erhob die gestrenge Hauptmannschaft des Fürstentums Breslau und Neumärktischen Weichbildes die Klage, und es traten zusammen, die über Leben und Tod zu entscheiden gesetzt waren. Der Brief des Gerichtsherrn ging hinaus: „So heiße und lade ich kraft meines befohlenen Amtes Hansen von Vidau, auf Stusa geseßen, daß er auf bestimmten Tag frühe um acht Uhr im Peinlichen Gerichte zu Flemischdorf vor mir und geschworenen Schöppen erscheine persönlich.“



Schömberg: Weberhäuser „12 Apostel“

Aufnahmen: Fritz Wiedermann

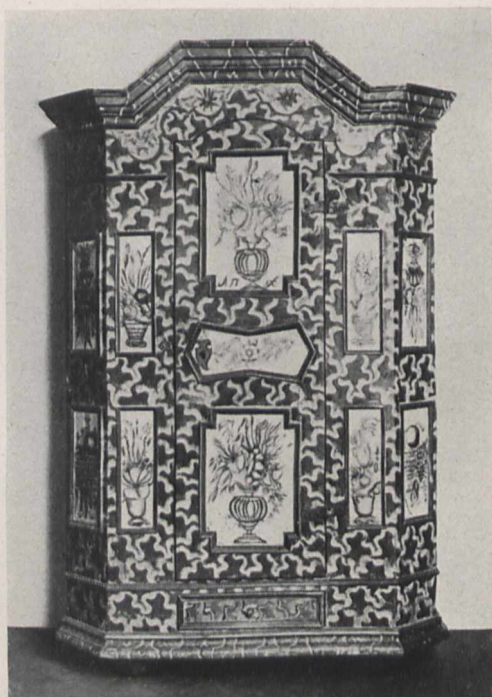
Bauernhaus bei Hohenelbe (Böhmen), Schindeldach





Lewin (Grafschaft Glaz): Bauernhaus mit Vorlaube und Frank Spitze

Aufnahmen: Fris Wiedermann



Bemalter Bauerschrank
aus dem Riesengebirge

Das Ding ward gehegt wie bräuchlich und durch den Fronboten ausgerufen; aber Hans von Vidau war nicht zur Stelle, diesmal nicht und nicht zum andern und nicht zum drittenmal. Statt seiner standen da seine Mutter und Brüder und boten Bürgschaft und Pfand, daß der Beklagte sich stellen werde, sofern ihn die Botschaft erreiche.

Die Zeit ging hin, und zum letzten Male traten die Schöppen zusammen, zum letzten Male sagte der Kläger seinen Spruch:

„Erinnert sich das Gericht, wasgestalt verwichener Zeit gegen Hans von Vidau vorgebracht, daß er Kaspar von Salisch vom Leben zum Tode gezwungen?“

Das Gericht erinnerte sich; sein Urteil fiel, und es ward dem Ringe verkündet: „Dieweil Angeklagter über vielfältig gegebene Fristen hinaus nicht erschienen noch seines Ausbleibens erhebliche Haft beigebracht, so ist er in die Acht und Verfestung kommen und gefallen; inmaßen wir ihn darein kommen und gefallen zu sein erklären und verkündigen. Also, daß er aus dem Fried in den Unfried gesetzt und sein Leben wie eines Vogels in der Luft jedermann gemein und erlaubet sei, daß er ohne alle Straf entleibet und vom Leben zum Tode gebracht werden möge.“

Nach diesem fragte der Gerichtsherr: „Ist er gerichtet, wie Recht ist?“

„Er ist gerichtet, wie Recht ist“, sprachen die Schöppen.

„Weil er nunmehr gerichtet ist, so frage ich zu Rechte, ob man den Täter verloben soll?“

„Man soll ihn verloben, wie Recht ist.“

Da wiesen die Männer, die über Leben und Tod entschieden, jeder mit dem Finger auf die Tiefe der Erde, Grab und Gruft, in das Dunkel hinunter, dem der Täter so anheimgegeben, zu dem er verwünscht war.

Und das Gericht ließ seine Briefe ausgehen durch alles Land, daß die Menschen ihn nicht äßen sollten noch tränken, hausen, herbergen, ihm nicht Vorschub, Rat oder Hilfe tun, sondern ihn melden und ansagen, auf daß dem Kläger gegen ihn gebührlchen Ahtrechtes zu gebrauchen unvershränkert sei.

Der aber, über den das Schicksal so gefährliche Freiheit bekommen hatte, wo war er? Soweit die Stimme des Verspruchs geklungen war, über das Fürstentum Breslau, das Weichbild Neumarkt hin und durch das Namslauer Land und darüber, wußte keiner von ihm, nicht Mutter noch Bruder, nicht Kläger noch Richter. Von fern aber rollten schon lange die ersten Donner des Großen Krieges heran. In Böhmen zogen und schlugen die Heere, von Osten brachen polnische Scharen über die schlesische Grenze vor. Über allen Feldern dröhnte Gewehr und Geschütz, auf allen Wegen wanderte unstätet Volk, blitzte der Dolch und fuhr der Degen aus williger Scheide. Wo war eine Stätte, dahin der lauernde Tod nicht spähte, wo war der sicher, der schutzlos und hilflos durch das Wirrsal irren mußte?

Dem Gericht, das über des flüchtigen Mordtäters Leben den Stab gebrochen hatte, tat es nicht not, ihm Häsher und Meuchler nachzuschicken. Es brauchte nur warten. Und es wartete nicht lange, da traf die Kunde ein, die den Nachrichten seiner Mühe enthob. Draußen, wo viel hundert blutige Hände unheimliches Werk taten, wo der Erde Schoß sich zu viel hundert schweigenden Gräbern öffnete, dort hatte auch Hans von Vidau den letzten Schritt auf wirrem Wege getan.



Lied der Landsknechte

Wir reiten durch die Heide
Bei Regen, Sturm und Nacht.
Wir sind der drei mal dreie;
Je einer hat die Wacht.

Ja, wir reiten,
Um zu streiten
Mit dem Degen,
Wild verwegen,

Bei Regen, Sturm und Nacht;
Je einer hat die Wacht.

Das Schwert, das hängt am Surte,
Die Lanzen sind gestellt.
Wir reiten ganz alleine,
Sind niemand zugesellt.

Ja, wir reiten,
Um zu streiten
Mit dem Degen,
Wild verwegen,

Bei Regen, Sturm und Nacht;
Je einer hat die Wacht.

Wir reiten durch die Heide
Bei Regen, Sturm und Nacht.
Wir sind der drei mal dreie;
Je einer hat die Wacht.

Ja, wir reiten,
Um zu streiten
Mit dem Degen,
Wild verwegen,

Bei Regen, Sturm und Nacht;
Je einer hat die Wacht.

Walter Appel.

Paul Winkler

Zum 250. Todestage eines Schlesiens (1686 · 1. März · 1936)

Von Dr. Karl Konrad

Wer Gustav Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ kennt, wird sich wohl auch der Schilderungen aus dem schlesischen Adelsleben des 17. Jahrhunderts im dritten Bande entsinnen: heruntergekommener Land-, hochgekommener Stadtadel auf der einen Seite, auf der anderen wahrhaft vornehmes Rittertum, dem seine bevorrechtete Stellung eine Verpflichtung bedeutet — ein Adel, dem Kolbenheyer im „Meister Joachim Pausewang“ die Prachtköpfe der beiden Ströer von Selkowitz, wohnhaft auf der Albrechtsgasse in Breslau, entlehnt zu haben scheint. Freytag hat seine Quellen angegeben. Es sind zwei Romane: „Der Edelmann“ und „Der schlesische Robinsou“, jener 1696 und 1697, dieser 1723/24 erschienen. Der Verfasser des ersten Buches ist bekannt, vermutlich ist er auch an dem zweiten beteiligt gewesen: Paul Winkler, kurfürstlich brandenburgischer Geschäftsträger und Rat, angesehener Rechtswalter in Breslau, der hier vor 250 Jahren das Zeitliche gesegnet hat und auf dem Friedhofe der Elisabeth-Gemeinde beigesetzt worden ist. Kein Grabmal erinnert an ihn, kein Bildnis ist von ihm aufzutreiben, seine Familie ist mit seinen Kindern erloschen. Und doch ragt der Denkstein noch immer, den er sich in seinen Schriften gesetzt hat — mögen sie auch weiteren Kreisen unbekannt sein. Es ist dankbar — dankbar gegen den als Mensch Verlöschten, dankbar im Sinne der Aufgabe —, den Spuren seiner Erdentage nachzugehen und sich in sein literarisches Vermächtnis zu versenken.

Winkler war der Nefte von Andreas Gryphius, seine Mutter war dessen Schwester, und von dorthier stammt wohl auch seine „Luft, zu fabulieren“. Seine erste Jugend stand unter einem trüben Stern. Als er am 13. Januar 1630 in Groß Slogau geboren wurde, lag der Alb der Gegenreformation auf Stadt und Land. Die evangelischen Eltern mußten das Kind katholisch taufen lassen, erzogen es aber in ihrem Glauben. Der Vater, ein Handelsmann, und die Mutter, die sich mit dem Slogauer Bürger Karris wiederverheiratet hatte, starben früh. Der Stiefvater suchte den kleinen Paul bei einem Mälzer im nahen Fraustadt loszuwerden. Der vernachlässigte ihn sträflich und hätte ihn unbedenklich einem gewöhnlichen polnischen Edelmann als Knecht verdungen. Da wurde durch den Brand der Stadt 1644 der Bürgermeister genötigt, bei dem in der Vorstadt wohnenden Mälzer einzuliegen. Der Erzieher seiner Kinder wurde von dem Konrektor Andreae überwacht. Der fand Gefallen an dem aufgeweckten, lerneifrigen Knaben und brachte ihn mit 15 Jahren auf das Gymnasium, das auch sein Oheim besucht hatte. Schnell rückte er auf, wurde als halberwachsener Bursche Hauslehrer bei dem Fraustädter Rechtsanwalt Dr. Curaeus und bezog

Schließlich dank seinen Gönnern die Universität Frankfurt. Durch allerhand Hauspuk geängstigt, bei Händeln mit der Soldateska fast zu Tode gekommen, siedelt er nach Leipzig und Wittenberg über, bricht aber aus Geldmangel das Studium schon nach anderthalb Jahren 1650 ab. Eine Hofmeisterstelle beim Herrn von Glaubitz auf D a i k a u bei Slogau gibt er bald auf, weil die notgedrungene Teilnahme an den Gelagen der ständig einkehrenden Kavaliere ihm die Fortsetzung der Studien verunmöglicht. Ungeachtet des Abbratens seines „Blutsfreundes“ Gryphius zieht er 1653, zwischen Feder und Degen schwankend, in die Welt und lernt deren buntes Tuch am Ellenband der Straßen messen. Über Stettin, Stralsund, Hamburg, Magdeburg geht es unter manchen Fährnissen, Krankheiten und Nöten bis nach Stuttgart. Durch Vermittelung eines Landsmannes wird er Hofmeister bei dem Sohne des Freiherrn von Stubenberg auf Schallaburg bei Wien. Fiebrig und krätzig langt er zu Schiffe an und wird von den mitleidigen Ehegatten gesundgepflegt. Religiöse Anfeindungen treiben ihn aus der gedeihlichen Luft warmerziger Anteilnahme, vornehmen Umganges, ritterlicher Übungen und eifriger Bücherhockerei. Mit dem Zögling und dessen Mutter begibt er sich zu den Krönungsfeierlichkeiten nach Preßburg. Bei Ausbruch der Pest flüchten sie mit Bekannten auf die Insel Schütt. Ein romantisch angehauchtes Schäferleben, bei dem ein anmutiges adliges Fräulein „Corydons“ zärtliche „Dorinde“ ist, beflügelt seinen Geist, und er läßt Dichterblumen sprechen, die auch Herrn von Stubenbergs Wohlgefallen wecken. (Der hat ihn später gemeinsam mit seinem Onkel in die fruchtbringende Gesellschaft aufnehmen lassen und damit einer Geistesgemeinschaft meist adliger Männer eingereiht, die die Pflege der Muttersprache und des vaterländischen Schrifttums auf ihr Banner geschrieben hatten.) Die um sich greifende Seuche scheucht Winckler mit seinen beiden Schutzbefohlenen nach Schallaburg zurück. Er ist aber keine heimbleibige Natur, zudem lockt die Erinnerung an seine Herzensdame, und so schnürt er bald wieder sein Bündel, obwohl seine Gastgeber im guten und bösen auf ihn einreden. In Preßburg verbringt er mit der schönen Schäferin Tage ungetrübten Sonnenscheins. Aber endlich reichte sie einem anderen die Hand, es mußte geschieden sein, und Winckler zog nach Holstein, um hier Beschäftigung in einem adligen Haushalt zu suchen. Auf dem Kieler „Umschlag“, dem altberühmten Jahrmak und Treffpunkt der Landwirte, gab es viel zu sehen und zu hören. Am seltsamsten aber war, daß er in einem alten Harfner einen Bruder seiner Mutter entdeckte, der einst seinem Vater, damals Pfarrer in Rückersdorf bei Freystadt, aus Furcht vor Strafe entlaufen war. Wincklers Leben nahm nun eine andere Richtung: der dänische Reiterobrist von Diebern holte ihn als Schreiber in seine Dienste, und in seinem Gefolge nahm er an dem unglücklichen Kriege gegen Schweden teil. Tüchtigkeit und Verlässlichkeit trugen ihm ein glänzendes Zeugnis ein, und nach sechsjähriger Abwesenheit betrat er 1658 seine Vaterstadt, gute Kleider am Leibe und im Koffer, allerhand Dukaten in der Tasche und den Kopf voller Erlebnisse. Angewidert von den unerquicklichen Verhältnissen dahier, beschloß er, sich in Breslau oder Wien

niederzulassen. Da erteilte ihn die Anstellung als Rechtsberater Hans von Schönauichs, Freiherrn von Carolath und Beuthen. Das einträgliche Amt hat er bis nach dessen Tode ausgeübt, er hat ihm in der Verwaltung des Majorats und der Verfechtung seiner Belange gewissenhaft beigestanden, hat sich oft mit den Landeshauptleuten in Slogau herumgebissen und ist wiederholt in Wien gewesen, wo er am kaiserlichen Hofe erstaunliche Erfolge hatte.

Er muß ein ausgezeichneter Unterhändler gewesen sein, es aber auch verstanden haben, bei Bedarf mit goldenen Kugeln zu schießen. In seinem „Edelmann“ hat er einen Kanzler gezeichnet, der keine Entscheidung trifft, ohne gehörig „geschmiert“ worden zu sein, und sich schamlos von beiden Seiten kaufen läßt. Diese Züge sind sicher dem Leben abgestohlen.

Sein Ruf breitete sich schnell aus, und bald betrauten ihn die Vorsteher der durch gegenreformatorische Willkür bedrohten Slogauer Friedenskirche, sie bei Hofe zu vertreten. Sein Brotherr gewährte ihm großzügig Urlaub, und er setzte sich so tatkräftig für seine Landsleute und Glaubensgenossen ein, daß ihnen die unge störte Ausübung ihrer Gottesdienste zugesichert wurde. Auf einer Dienstreise nach Berlin erkrankte er — er führt es auf den Genuß kalten Zerbst Bieres zurück — so bedrohlich, daß er halbtot zu Hause ankam und von den Ärzten aufgegeben wurde. Aber ein „dichter“ Rausch des einst so gern getrunkenen Ungarweins stellte ihn völlig wieder her. Die friedlichen Tage in Carolath wurden nur von Abstechern nach Breslau unterbrochen. Da geriet er an einem eisigen Februarabend 1684 bei einem Heimritt in dem überschwemmten Hegewalde zwischen Beuthen und Carolath in Gefahr, zu ertrinken. Er wurde wie durch ein Wunder gerettet. Doch die Gegend war ihm so verleidet, daß er ihr den Rücken wandte und sich in Breslau auf der Schweidnitzischen Gasse als Rechtsanwalt ansässig machte. Die Verlobung mit einer vermögenden Fraustädter Witwe zerbrach, weil der scheußliche Schwiegervater Winkelzüge machte, und Winkler war froh, das „Ehewerk“ auf gute Art zu lösen. Nun ist er zwischen Breslau und Wien hin- und hergependelt. Da waren es die Surauischen Landstände, die gegen den Slogauer Landeshauptmann von Fernemont Klage führten. Da galt es, dem plötzlich dahingetretenen Oheim Andreas Gryphius, dem Syndikus der Slogauer Landstände, einen Nachfolger zu verschaffen, der weniger dem Breslauer Bischof und den kaiserlichen Räten genehm war, als den Slogauern. Da wollten die Herren von Hockes auf Gläfersdorf und von Seidlitz auf Rößen bei Hofe etwas durchsetzen. Da sollte dem neuen Slogauer Landeshauptmann, Freiherrn von Dyhern auf Dyhernfurth, einem erbitterten Feinde des Protestantismus, das Handwerk gelegt werden. Da mußte dessen Verbot an die Stände, unmittelbar mit dem Kaiser zu verhandeln, durch eine heimliche Reise nach Wien entkräftet werden. Da besuchten die Fürstentümer Jauer und Schweidnitz neben denen von Jägerndorf und Troppau Beistand in religiösen Verfolgungen. Und fast immer führte der Breslauer „Jurispraktikus“ die gerechte Sache zum Siege. Inzwischen hatte er sich mit der ältesten Tochter des Herrn Magirus von Logau auf

Weigelsdorf und Schlottau verehelicht, dessen dichterisch so berühmter Verwandter Friedrich schon 1655 Todes verblichen war. Inzwischen war er vom Reichsgrafen Colonna auf Groß Peterwitz zum Räte ernannt worden, hatte aber der Stellung, die ihm wenig lag, bald entsagt. Inzwischen war er auch kurfürstlich brandenburgischer Agent, später Rat in Breslau geworden, der vor allem den Handel auf dem neuen Oderkanal fördern sollte. Die hundert Dukaten Jahresgehalt konnte er freilich in den Rauchfang schreiben; indes war er frei von öffentlichen Abgaben und der schlesischen Rechtshoheit. Daneben erhielt er ein „Konsiliarat“ von Ulrich Herzog von Württemberg, Oels und Bernstadt, das freilich ebenfalls mehr Ehre als Geld erbrachte. Nach dem Tode seiner Frau ist er eine zweite Ehe mit Maria A h m a n n eingegangen. Körperlich war er freilich abgekämpft. Die Sicht, eine Frucht seiner vielen Wanderungen und Reisen, peinigte ihn mehr und mehr und fesselte ihn schließlich immer öfter ans Bett. In wäherender Krankheit hat er seine Lebensläufe für seine Kinder aufgeschrieben, die 1679 abschließt. Gestorben ist er, schon totgesagt, am 1. März 1686. Hinterlassen hat er von mehreren nur zwei Kinder. Die Tochter reichte einem Herrn von Gladis die Hand, der sich in dem fürstlichen Kammergut Brisen bei Brieg ankaufte. Beide haben hier ihr Grab gefunden. Der Sohn Ferdinand hat studiert, ist Soldat geworden und wahrscheinlich um 1695 Festungskommandant in Batavia auf Java gewesen, der Hauptstadt der Holländisch-Ostindischen Handelsgesellschaft. Als solcher wenigstens wird ein Winckler erwähnt in der „Neuen Ostindischen Reisebeschreibung“ des Breslauer Christoph Langhans 1705, und viel spricht dafür, daß es sich hier um Paul Wincklers Sohn handelt. Dann hat er ein Fräulein von Gladis, seine Schwägerin, heimgeführt, an verschiedenen Stellen auf dem Lande gewohnt, seine Schwester beerbt, das Süßchen verkauft und ist endlich zu Verwandten bei Militsch gezogen.

Paul Winckler war ein treuer Sohn seiner Heimat und hat sich bei der Wahrnehmung ihrer Rechtsansprüche hohe Verdienste erworben. Was er geleistet hat, ist zwar vergessen — es ist aber in das lebenskräftige Wachstum seines engeren und weiteren Vaterlandes eingeströmt und damit noch heute wirksam. Er war ein Tüchtiger, dem verständige Wohltäter freie Bahn schufen, ein Mann von eigener Kraft und aus eigenem Recht, der sich „wunderlich durch die Welt gefressen“ hat, aber immer mit blankem Schilde. Urge Lebensgefahren haben ihn bedroht, bei deren Ausmalung er seltsamerweise dem krassesten Aberglauben seines Jahrhunderts hörig wird — schwere Aufgaben forderten Lösung — Siechtum packte ihn mit grimmer Knochenhand — er hat sich nicht unterkriegen lassen. Ehre seinem Andenken!

*

Daß Winckler mit Dichteröl gesalbt war, ist schon erwähnt worden. Im Druck erschienen sind zwei Bücher, der beleibte „Edelmann“ in zwei Auflagen und die lebenshaltige Spruchsammlung „Guter Gedanken Dreitausend“, unter anderem Görlitz 1685 veröffentlicht. Winckler war

als Rechtsbeistand und Gewissensrat zahlreicher schlesischer Standesfamilien mit ihrer Art und Unart wohlvertraut. Er legte es nicht darauf an, das Kind mit dem Bade auszuschütten und eine so uneinheitliche Schicht wie den damaligen Adel unterschiedslos dem Marktgelächter der Welt preiszugeben. Seine Geißel schwingt er nur über den unwürdigen Vertretern, denen zwar die Gerechtfame, nicht aber auch die Pflichten ihrer Ausnahmestellung geläufig waren: die Eroberung also eines neuen und bedeutenden Stoffgebietes gegenüber den sonst spielerisch eingestellten Erzeugnissen der zeitgenössischen „Romanisten“. Wir können heute nicht mehr entscheiden, ob und wie weit die Gestalten seines Romans Bildnisähnlichkeit besitzen, ob und wie weit die geschilderten Ereignisse der Wirklichkeit abgelauscht sind — doch wir fühlen, daß er eigenen Begegnungen und Erlebnissen Gestalt und Zunge verleiht. Dafür spricht auch, daß man das Werk erst nach seinem Tode im Auslande und ohne Namensnennung herausgebracht hat.

Auf einer Bildungsreise, wie sie damals für einen „politischen“, das heißt weltkundigen Mann guter Ton war, gelangt Floresohn, der Sproß eines reichen Amsterdamer Kaufmanns, nach Ostdeutschland. Auf dem Wege nach Bindabon (Wien) nimmt er in Belissa (Breslau) längeren Aufenthalt. Er hat ein offenes Auge und hält unter den elsßischen (schlesischen) Adligen, bei denen er eingeführt wird, fleißig Umschau. Da ist der Stadtadel und da der Landadel, die sich gegenseitig „Pfeffersäcke“ und „Krippenreuter“ benamßen. Reich gewordene Bürger glaubten es sich schuldig zu sein, beim Kaiser ihre Standeserhöhung durchzusetzen, und ließen sich die geheiligten drei Buchstaben „von“ einen hübschen Baßen kosten. Wenn damals schon der „Gotha“ bestanden hätte — der Band mit dem Briefadel wäre erheblich stärker ausgefallen als der mit dem Uradel. Mit dem Adelsbriefe war in den Städten die Lösung von bürgerlichen Lasten verknüpft, auf dem Lande das Vorrecht des Rittergutes, und so war die Abgabe an die Schatzkammer des Kaisers ein lohnendes Geschäft. Fürsten, Stände widersprachen und riegelten sich gegen die Eindringlinge ab, der alte Adel verbot seinen Mitgliedern, sich mit Handel zu befassen. Wie nach dem Weltkriege die Raffkes und Neureichs nebst ihrem ehelichen Anhang verhöhnt und verspottet wurden, so damals die frischgebackenen Ellenritter und „Seringsnasen“ samt ihren Gesponsen und Kindern. Mitunter bricht sich auch der eine oder andere Bürger beim Betreten des ungewohnten Slatteises das Bein. So der studierte Schneidersohn, der in eine „Kretschmererei“ eingeheiratet hat und Wittmann geworden, nur dem einen Ziele nachjagt, in die Raste der Blaublütigen erhoben zu werden. Durch Kauf eines Rittergutes erreicht er es, wird aber ununterbrochen von der adligen Nachbarschaft „umgestoßen“ und gebrandschatzt und schließlich so unflätig beleidigt, daß er den Hauptschreiber backpfeift. Dessen und seiner zwei Lärmbrüder Ausforderung nimmt er an und gibt allen mit geübter Klinge einen Denkzettel. Dann läßt er sich beschwatzen, ein angeblich reiches adliges Fräulein zu ehelichen, erlebt aber auch hier eine bittere Enttäuschung: sie kommt aus dem Elend, wo es am glänzendsten ist, er muß aber täglich aufriechen, welche unverdiente Ehre ihm

zuteil geworden sei. Außerdem führt sich ein Gauner als adliger Verwandter bei ihm ein, wird entlarvt und wacker abgeprügelt und steckt ihm aus Rache seine Gebäude in Brand. Er ist heilfroh, nach dem Tode seiner Frau mit dem Reste seines Vermögens nach Breslau ziehen und hier einen angesehenen Gasthof übernehmen zu können. Von den adligen Schnurrpfeifereien hat er genug!

Der eigentliche Vandadel prahlte mit seinen bis in Olims Zeiten zurückreichenden Stammbaum, hatte indes — vielfach durch schlechte Wirtschaftsführung, Verschwendung und die Ungunst der Zeit — so abgewirtschaftet, daß er die raubritterlichen Sepslogenheiten der Vorfahren auffrischte und bei wohlhabenderen Standesgenossen einfiel, um sie in endlosen freundschaftlichen Besuchen zu rupfen. Als der Teufel einst eine „Koppel“ dieser Windbeutel durch die Luft beförderte, riß — so erzählte sich das Volk — der Sack, und der ganze Segen ergoß sich auf das rechte Oderufer Schlesiens. Dieser „Auswurf einer rechtschaffenen Ritterschafft“, der mitunter nur auf einer kümmerlichen Bauernwirtschaft zur Pacht sitzt, gibt an Dünkel dem grünen Stadtadel nichts nach — im Gegenteil! Teils sieht er scheel auf dessen gefüllte Rassen, teils rümpft er die Nase über seine hochgestelzte Überheblichkeit. Wer ihn nicht gebührend ehrt oder gar ein dem Seinigen ähnliches Wappen führt, darf darauf gefaßt sein, daß ihm der Handschuh an die Stirn fliegt; denn im Ausschneiden und Säbelrasseln ist er groß. Unser Holländer wird zu einem Rindtaufen auf einem Gute eingeladen, muß es sich aber gefallen lassen, als „Oberstwachmeister in holländischen Diensten“ vorgestellt zu werden, weil er andernfalls die unterste Stelle bei Tisch bekommen hätte und auch sonst über die Achsel angesehen worden wäre. Nach dem mehr derben als kostbaren Mahle geht's ans Lämmerhüpfen. Hoch ergötzlich ist das Gespräch zweier auf dem „Drachensfels“ sitzenden Damen, wobei Dummheit mit Aufgeblasenheit wetteifert. Der mit der Tabakspfeife im Munde hinzutretende Junker von Vogelbach muß sich abkanzeln lassen, weil er sich mit den Bürgerin zu gemein mache. Aber es kommt noch besser: Die beiden Haustöchter haben nur ein Staatskleid, und während die eine darin tanzt, muß die andere draußen warten, bis sie wieder an der Reihe ist. Dann erscheint plötzlich ein Bote, der dem Herrn von Vogelbach in voller Gesellschaft die gepumpten Stiefel von den Beinen zieht. Aber so etwas stört die großen Geister nicht, sind sie doch dergleichen gewohnt.

Der Holländer lernt aber auch einen Adelsschlag kennen, der mit Scham und Verachtung auf jenes Geziefer herabsieht. Bei ihm geht es altväterlich gediegen zu, bei Jagen und Reiten hat er ein geistiges Streben nicht verlernt; gedruckte und geschriebene Zeitungen werden mitgehalten und eifrig gelesen, und über Tafel entspinnen sich zwischen dem Wirte und den gebildeten Gästen die tiefgründigsten Unterhaltungen soldatischen, geschichtlichen, staatswissenschaftlichen und anderen Inhalts, bei denen das ganze Rüstzeug der Gelahrtheit aufgeboten wird und dem Fremden der Kopf gebrummt haben mag. Nicht anders, als wenn ein verstaubter Bücherwurm

seine Zettelkästen ausleert. Durch ihre Schlichtheit heben sich die Berichte ab, die ein Schlesier von seinen Abenteuern als englischer Offizier aufzischt.

Als dann Floresohn in dem Breslauer Kaufhause v. Voglenbach einen Wechsel vorzeigt, hört er zu seinem Schrecken, daß dieses Geschäft, das sonst den bürgerlichen Namen Hans Thran im Schilde führte, die Zahlungen eingestellt und der Inhaber das Weite gesucht hat. (Tatsächlich hat ein Hans Hieronymus Vogel um 1670 herum in Breslau Bankrott gemacht und viele Gläubiger hineingerissen.) Mit gemischten Gefühlen besteigt er die Postkutsche, um seine Reise nach Wien fortzusetzen. —

Bücher haben ihre Schicksale, und von Wincklers Roman zeugt nur noch ein verwittertes Kreuz auf dem Friedhose unserer Literaturgeschichte. Man wundert sich, daß der Schöpfer der „Journalisten“ den Schatz, der in dem Grabe steckt, nur nach der sittengeschichtlichen, nicht aber auch nach der lustspielhaften Seite hin ausgebeutet hat. Aber das können andere nachholen. Paul Winckler soll nach einigen Überlieferungen adlig gewesen sein. Falsch und richtig! Den Adelsbrief auf Pergament hat er nicht besessen, obwohl es ihm sicher leicht gewesen wäre, ihn zu erhalten. Wohl aber den Adelsbrief des Herzens. Was das bedeutet? Das soll zum Schluß einer sagen, der wie kein zweiter das tiefste Wesen des Adels erfaßt und in einer Sammlung feingeschliffener Sprüche ausgebreitet hat, Karl Bösch: „Vom Adel sein heißt: einen sicheren und reinen Instinkt und den Mut haben, ihm zu folgen; vor allem aber heißt es Charakter haben...“



Ruf der Stunde

Morgen zu spät,
Heute zu früh;
Wer rät mir, wer rät?
Ergründet das Wie
Im Nein oder Ja?
O Lösung, so nah!

Weile nicht, weile,
Schlag deine Reile
Tief in den Grund;
Stürme und eile,
Zieh deine Zeile
Stumm in die Stund!

Wer fragt noch, wer fragt?
Wer zaudert, wer zagt?
Flattre nur, Falter,
Ich habe gesetzt:
Mein ist im Jetzt
Jugend und Alter!

Tony-Hans Gottschalk.

Die verunglückte Attacke

Friedrich der Große im schlesischen Manöver

Von Erich Muschalla

Der Generaladjutant General von Seydlitz dirigierte seinen Kappen den Hügel hinauf, auf welchem der König hielt, um von dort aus die Truppenrevue zu überblicken. Der Gaul des Generals hatte Mühe, auf dem glitschigen Boden vorwärts zu kommen, regnete es doch seit zwei Tagen in Strömen, so daß die ausländischen Manövergäste schon der Meinung gewesen waren, das militärische Schauspiel werde verschoben werden.

Seydlitz, der dem König nahestand und sich ein offenes Wort erlauben durfte, hatte den Herrscher früh um drei Uhr geweckt und bei der Gelegenheit auf die angegriffene Gesundheit des Königs hingewiesen. Friedrich wurde seit einigen Tagen von einem quälenden Husten geplagt und bei seinem hohen Alter konnte das leicht die schlimmsten Folgen haben. Der besorgte Leibadjutant hatte deshalb vorgeschlagen, der König möchte entweder die Revue verschieben oder aber wenigstens den geschützten Reifewagen statt des Pferdes benutzen; aber diesen Gedanken hatte der greise Herrscher wenig gnädig aufgenommen. „Mach' Er mir nicht solche Vorschläge, Seydlitz!“ hatte er bemerkt, mißbilligend den sorgenzerfurchten Kopf schüttelnd, und war in seine Stiefel gefahren.

Um fünf Uhr morgens hatte der König sein Pferd bestiegen und war auf das Manöverfeld geritten, obwohl der Himmel alle Schleusen geöffnet hatte und ein heftiger Sturm über die Acker peitschte. In der Nacht war das Unwetter wie ein Orkan über das Truppenlager hinweggefegt, hatte Hunderte von Zelten umgerissen und sogar Dutzende Bagagewagen umgekippt.

Nun hielt der alte Soldatenkönig oben auf dem Hügel und wartete auf den Bericht des Leibadjutanten. Gerade bot er dem berühmtesten der fremden Gäste, dem glorreichen Helden des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges, Marquis de Lafayette, eine Prise Tabak aus seiner schönen, goldenen Dose an und rief ihm lachend zu:

„Das probateste Mittel gegen den Zorn des Himmels!“

Endlich hatte Seydlitz das Plateau erreicht und erstattete seine Meldung. Alles war für die befohlene Kavallerieattacke bereit, und das Husarenregiment, das den Feind markieren sollte, stand in Deckung hinter einer Anhöhe und war angewiesen, dem Gros in die Flanke zu fallen, sobald vom Kommandohügel her ein Signalschuß ertönen würde.

Man wartete gespannt auf den Gang der Geschehnisse. Die fremden Offiziere schüttelten nachsichtig die Köpfe. Eine Parade bei einem schauerhaften Unwetter — so etwas war doch bloß bei diesen sonderbaren Preußen möglich! In der Ferne sah man plötzlich das Gros der mit geschwungenen Säbeln

heransprengenden Kavallerie. Donnernd zerriß der Signalschuß die Luft. Aber was war das? Der dramatische Effekt blieb aus. Das Husarenregiment, das als Feind in die Flanke der Reiterei einbrechen sollte, ließ sich nicht sehen. Auf Befehl des Königs galoppierte Seydlitz hinter die Anhöhe. Dort bot sich seinen Augen ein unerwartetes Bild. Die Husaren standen bei ihren Pferden und rauchten. Einige fluchten wegen des Regens. Unscheinend hatte bei dem Toben des Sturmes niemand den Signalschuß gehört. Die Stimme des Leibadjutanten donnerte über das Feld:

„Prittwitz! Der König läßt fragen, ob das Regiment schläft!“ Schon jagte Seydlitz wieder davon.

Nun setzte bei den Husaren ein wüstes Getümmel ein. Alles sprang erregt auf die Pferde und stürmte los. Doch schon geriet man in ein neues Unheil. In den Ackerfurchen, die vom tagelangen Regen aufgeweicht waren, stolperten die Säule, und bald sah man unentwirrbare Knäuel von Menschen- und Pferdeleibern sich im schmierigen Lehm wälzen. Das Durcheinander wurde immer größer. Es war nur noch knapp ein Drittel des Regiments, das sich bei der Wiese sammelte, die endlich ein einigermaßen anständiges Reiten ermöglichte. Generaloberst von Prittwitz, Regimentskommandeur und Generalinspekteur der schlesischen Kavallerie, atmete auf. Gottlob war das Getümmel auf dem lehmigen Acker vom Standort des Königs aus nicht zu sehen gewesen.

Ein Wink des Kommandeurs, und wie die wilde Jagd brach die arg zusammengeschmolzene Schar hervor, um ihren Auftrag auszuführen. Mit Entsetzen sah aber Prittwitz, daß es zu spät war, denn die Masse der Reiterei war bereits vorübergebraust, so daß keine Flankenattacke mehr möglich war. Mit sehr gemischten Gefühlen in der Brust trabte nach Beendigung der Revue Generaloberst von Prittwitz nach dem Feldherrnhügel. Er wußte, daß der König in militärischen Dingen keinen Spaß verstand. Es war mit einem Ausbruch des königlichen Zorns zu rechnen, mit einem Ungewitter, das unerfreulicher war als alles Toben der entfesselten Elemente.

Wider Erwarten ließ sich der König in der Schlußansprache nichts anmerken und überging den Zwischenfall des Husarenregiments Prittwitz vollkommen. Er verabschiedete sich sehr herzlich von seinen Offizieren und von den ausländischen Gästen. Erst ganz am Ende, als man aufbrechen wollte, wendete sich der Herrscher etwas im Sattel um und sagte leichthin, als ob es weiter keine Bedeutung hätte:

„Der Generaloberst von Prittwitz begleitet mich zu meinem Wagen!“

Einen Kilometer entfernt etwa, an der Heerstraße, die von Schlesien nach Berlin führt, stand fahrbereit die sechsspännige Reisekalesche des Königs. Schweigend nahmen die beiden Männer Kurs auf dieses Gefährt. Kein Wort fiel. Erst zwanzig Meter vom Wagen entfernt zügelte der König sein Pferd, richtete sich im Sattel auf und heftete seine zornstrahlenden Augen auf den Generalobersten. Seine schneidend harte Stimme durchschnitt die Luft:

„Hör' Er! ... Der Teufel soll Ihm auf den Kopf fahren! ... Ich habe mich schrecklich über ihn geärgert! ... Durch dergleichen Fehler gehen Kronen und Zepfer verloren, merk' Er sich das!“

Der kreidebleich gewordene Generaloberst sah, wie der König vom Pferde stieg und im Wagen verschwand. Er saß starr wie eine Bildsäule auf seinem Saul. Dunkle Gedanken durchstürmten seinen Kopf. Vielleicht würde ihm der König sogar den Abschied geben.

Plötzlich hörte er vom Wagen her die Stimme Friedrichs:

„Prittwitz!“

Der Generaloberst dirigierte sein Pferd dicht vor den Wagenschlag. Er sah die durchdringenden Augen des Königs forschend auf sich gerichtet.

„Er hat den Pour-le-mérite?“ fragte auf einmal der König.

„Jawohl, Ihre Majestät!“ Prittwitz richtete sich stolz auf.

„Er hat mit seiner Eskadron bei Hohenzriedberg dem Feinde vier Fahnen abgenommen?“

Prittwitz war erstaunt, daß der König das nach drei Jahrzehnten noch wußte.

Wieder kam es aus seinem Munde:

„Jawohl, Ihre Majestät!“

Des Königs Augen umfaßten nachdenklich die straffe Gestalt des Generalobersten. Prittwitz fühlte sich wie von spitzen Dolchen durchbohrt. Da hörte er die Stimme seines obersten Kriegsherrn. Sie klang nicht so fest, wie man es gewöhnt war. Ein weicher Unterton zitterte darin mit!

„Glaube Er nicht, Prittwitz, daß ich Ihm Hohenzriedberg vergessen habe!“

Ein kurzer Ruf des Königs, und die Kalesche ruckte an.

Generaloberst von Prittwitz riß salutierend die Hand an die Kopfbedeckung.



„Der Arbeitsdienst, ju, ju!“

Von Normann Laske, Reichsarbeitsdienst-Abt. I/113

Zwischen Oder und Kanal lag eine Strecke Land, die mehrere hundert Meter breit und etliche Kilometer lang war. Das Land war höckericht, zerlöchert, mit Schilfgras und Gestrüpp bewachsen. Vergessen schien es inmitten der beiden Wasserarme.

Ganz oben, wo der Kanal in den Fluß mündete, gab es eine Brücke. Die einzige, welche ein Betreten der Wüstenei ermöglichte.

An Sommerabenden, wenn die Schiffer auf dem schmalen Uferpfad entlang die Rähne zogen, klang aus dem vergessenen Land das Zirpen emsiger Heimchen an ihre Ohren. Dem Scherzen und Lachen fröhlicher Paddler unkte eine Meute Frösche Antwort, die in den versumpften Fischgräben ihr Revier hatten.

Noch anderes Getier konnte man hören: da waren Rohrdomeln und Schnepfen und Möwen und ab und zu eine Nachtigall.

Durch das hohe Schilfgras stelte majestätisch Gewatter Storch. Hui — da verstummte die Bande, weil der stolze Herr sehr oft mitten in sie hineinlangte. Da mußten jedesmal einige zapplige Frösche eine Reise durch die Luft antreten. Hinüber ins Dorf, wo Herr Langbein auf einer Scheune nistete. Dort öffneten sich den „unfreiwilligen Fluggästen“ immer mehrere auch schon stattlich lange Storchschnäbel zum Empfang. Und — aus war das Froschleben. Vor der Tür des Bauernhauses sah ein altes verhußeltes Männlein und äugte nach dem Storchneft.

„Ju, ju, Froschla, doas gieht goar siehre flink“, sagte das Männlein, den sie im Dorfe den „aalen Kratschmer“ nannten. Daß er alt war, sah ihm jeder an, gleichfalls, daß er Veteran von 1870/71 war, wenn er des Sonntags den Rock mit den Orden trug. Jetzt machte er nicht mehr mit, der alte Kratschmer. Sein Sohn führte Zügel und Wirtschaft.

Des Sonntags spazierte er über Wiesen und Felder, wie er's in jungen Jahren getan.

„Wie gieht's, Kratschmer?“ fragten ihn die Bauern, denen er begegnete. Gewöhnlich war die trockene Antwort des Alten: „Ju, ju, 's gieht ju“, während er, ohne sich zu verweilen, den Weg fortsetzte.

War er mit den Feldern seines Sohnes zufrieden, auf denen er als junger Bauer auch gepflügt, dann sagte er vor sich hin: „Ju, ju, 's gieht ju.“ Wenn er nichts sagte, hatte er seinen eigenen Kopf mit der eigenen Meinung.

Ju, ju, manchmal hatte der alte Bauer Kratschmer seine eigene Meinung. Es war heuer sehr trocken gewesen. Man mußte mit dem Futter sparen.

„Ju, ju, ihr Pauern, ma meßte halt die Brache zwischen dar Uder oand dam Kanal oabtroid und gleeche machen. Do hoats Woasser, do tät's Futter gahn fierseh ganze Durf, ju, ju“, hatte der „aale Kratschmer“ der Gemeinde-

vertretung geraten und dabei mit dem Knotenstock auf den Fußboden geklopft, als wolle er seine Rede damit bekräftigen.

„Woas dar im Schadel hoat“, murrten einige, während andere beifällig nickten.

*

Sicher hatte der „aale Kratschmer“ seinen eigenen Kopf, wenn er nicht über die Felder, sondern auf dem Damm des Kanals entlangwanderte.

„Ju, ju, 's meßte giehn. Obtroin oand gleeche machen sellten se's. A gruußes Sticke Arbeit, ju, ju“, stellte der alte Bauer fest, während sein Blick über das Brachland glitt. —

Als wäre sich der Bauer in seiner Ansicht nicht ganz sicher, ging er eines Wochentags über die Brücke nach der Brache.

Er mochte wieder einmal seinen eigenen Kopf haben.

Doch, was war da in dem Brachland los?

Ein Schuppen war errichtet, auf dem ein Wimpel lustig im Winde flatterte. Auf Schienen wurden von jungen Leuten mit Boden beladene Loren zu den tiefen Stellen geschoben und dort geleert, um immer wieder zurückgeschoben, gefüllt, und erneut geleert zu werden.

Der Alte sah vom Damm aus dem Treiben zu.

Das Trällern einer Pfeife mochte Feierabend bedeuten, denn nun waren die dort drüben damit beschäftigt, die Spaten, Picken und sonstigen Geräte zu säubern.

Dann wurde vor der Baracke angetreten. Einer kommandierte. Ju, ju, doas klopfte, ju, dachte der Bauer, als die Spaten wie ein Schlag auf die Schultern flogen.

Dann marschierten sie ab, um weiter unten in ein Boot zu steigen.

„Hoh — ruck, hoh — ruck, hoh — ruck!“

Im Nu war der Kanal überquert, und die Kolonne zog singend der Stadt zu. Da wandte sich der Bauer, der noch immer auf dem Damm stand, zur Heimkehr.

Ab und zu blieb er stehen und drehte sich um, und er verstand ganz deutlich, was die jungen Leute sangen. Dem Veteran war es, als kenne er das Lied. Ganz deutlich klang's herüber: „... des Königs Grenadiere... 39iger Regiment...“

Nun, da nichts mehr zu hören war, schien es, als beschleunigte er seine Schritte. Im Dorfe angekommen, ging der Bauer geradewegs ins Gehöft des Schulzen.

„Nu, Kratschmer, woas hoats?“ fragt ihn der, als er ihn hineinkommen sieht.

„Ju, ju, Schulze, die sein doo“, kommt's von des Alten Lippen.

„War, Kratschmer?“ fragte der Dorfschulze, der nicht weiß, wo sein Besuch hinaus will.

„Dar Arbeitsdienst, ei dar Brache, ju, ju“, sagt überlegend der „aale Kratschmer“ und geht davon.

Verschiedenes · Schrifttum

Verein für Geschichte der bildenden Künste e. V.

Vortrag Dr. Gündel: „Münze und Volk“

In ansprechender, launiger Form sprach Dr. Gündel über „Münze und Volk“. Die Absicht des Vortrages war, einmal die Einstellung des Volkes zum kleinsten, verbreitetsten Kunstwerk, der Münze, zu zeigen. Von verschiedenen Seiten her wurde der Vortrag immer wieder auf dieses Grundthema zugeführt. Dr. Gündel erklärte zunächst die Entstehung von volkstümlichen Münzbezeichnungen bei Griechen und Römern, im mittelalterlichen Deutschland, speziell in Schlesien; er zeigte, daß Volksphantasie und Volkswitz, oft vom Gängen am Gewohnten geleitet, überall und jederzeit die Hauptquelle für die Bezeichnung eines Geldstücks gewesen sind. Noch heut gültige Redensarten, Sprichwörter, ja sogar Familiennamen verdanken ihre Entstehung dem Münzwesen früherer Zeiten. Das Volk hat an Umschriften und Bildern, an Zahlen und Prägefeldern herumgedeutet, um sich über ihren Sinn klarzuwerden; die vielen Beispiele dazu verstand Dr. Gündel zu humorvollen Ruhepunkten seines Vortrages auszubauen. Ein besonders interessierendes

Gebiet der Münzkunde berührte der Vortrag mit den „Cendenzmünzen“, Geldstücken, die als Waffen im politischen und geistigen Kampf Deutschlands und der andern europäischen Staaten ausgegeben wurden. Die Schaumünzen und Medaillen, unter denen die der Renaissance durch künstlerische Vollendung hervorragten, bildeten ein Sonderkapitel dieser reizvollen und belehrenden Übersicht. Zuletzt sprach Dr. Gündel über Münzfunde und die vom Volk auch heute noch bestaunte und mit dem Zauber des Geheimnisvollen umwobene Tätigkeit des beruhsmäßigen „Schatzgräbers“.

Das Lichtbildmaterial war reich und gut ausgewählt und unterstützte den Vortrag sehr eindringlich. Prof. Dr. Wege drückte am Schluß dem Vortragenden den Dank der Gäste aus. Sie waren leider nicht in der Anzahl im Vortragsaal des Museums der bildenden Künste erschienen, wie der Vortrag es verdient hätte; die Wenigen aber folgten den Worten und Bildern mit großer Aufmerksamkeit und dankten Dr. Gündel für seine Ausführungen mit herzlichem Beifall. Schm.

Deutsches Grenzland

Seit 1934 gibt das Berliner Institut für Grenz- und Auslandsstudien das Jahrbuch „Deutsches Grenzland“ heraus. Als Herausgeber zeichnen Professor M. H. Boehm und Dr. Karl C. von Loesch.

Im Jahrbuch 1936 steht ein Auszug aus der Friedensrede des Führers vom 21. Mai 1935 über Weltanschauung und Außenpolitik des Nationalsozialismus an der Spitze. Es schließt sich ein Auszug aus der Rede des Reichsministers Rust in Königsberg auf der WDA.-Tagung 1935 an. Und nun schildert M. H. Boehm in einem großen Wurf die Entwicklung vom Chauvinismus des 19. Jahrhunderts zum völkischen Nationalismus des 20. Jahrhunderts, der im Nationalsozialismus seine bedeutendste Ausprägung erfährt. Joh. von Leers meint in dem Kapitel „Slawen und Deutsche“, daß das Problem „Germanisierung oder Slawisierung“ sich von selbst erledige. Das ist auch unser Wunsch, wenngleich wir angesichts

unserer eigenen Beobachtungen glauben, daß der volksdeutschen Idee bei den slawischen Völkern Zwischeneuropas auch heute noch die schwersten Hindernisse in den Weg gelegt werden. Es ist auch nicht der Auffassungsunterschied zu verkennen, der sich etwa in der Jogen. „volkspolnischen“ oder „volks-tschechischen“ Idee gegenüber dem „volksdeutschen“ Gedanken ergibt. Deutsche und Slawen bewegen sich eben teilweise noch auf verschiedenen Ebenen, sonst wären die auch jetzt noch andauernden Hinweise polnischer Publizisten auf die 800 000! Polen im „Opelner Schlesien“ schlechterdings unbegreiflich. So können wir v. Leers nur zustimmen, wenn er am Schluß sagt: „Volkstumskampf und Volkstumsbehauptung ist notwendig — ihr

letztes Ziel ist aber nicht Volkstumsvernichtung und Volkstumsknechtung, sondern Völkervereinigung und Völkerzusammenarbeit!“ Karl C. von Loesch geht von der These aus: „Völker sind nicht gleich!“ Es erweist dies schon die Geschichte. Verfasser erwähnt als Beispiel auch die Kriminalstatistik, nach der von den im Jahre 1934 abgeurteilten rumänischen Staatsbürgern die Deutschen bei einem Bevölkerungsanteil von 4,45 v. H. nur 0,24 v. H. der Verurteilten stellen, während auf die Juden mit 5 v. H. der Bevölkerung 11,97 v. H. der Verurteilten entfallen. Es ist unmöglich, die reichen Gedanken des Verfassers zu dieser Frage auch nur zu skizzieren. Der Anregung, die Ergebnisse völkischer Leistungen zu erforschen, kann man nur wünschen, daß ihr die Wissenschaft mehr als bisher Gehör schenkt. Das große Werk von Kurt Pück „Deutsche Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens“ kann als Beispiel dienen. Walter Sturm untersucht die tragenden Schichten des litauischen Staates und weist nach, daß die Entwicklung Großlitauens weltweit verschieden ist von der des ihm ausgelieferten Memellandes mit seiner altpreußisch-deutschen Staats-, Volks- und

Kulturvergangenheit. Paul Ulrich kennzeichnet das Schicksal der Sudetendeutschen im Zusammenbruch der tschechoslowakischen Wirtschaft, die uns hier in Schlesien zur Genüge bekanntes Problem von grauenhafter Dramatik. Sehr fein äußert sich O. U. Isbert zur Psychologie der Madjarisierung. Er hat recht: „Großungarische Hoffnungen können nur im klaren Bekenntnis zur Dissimilation, zur reinlichen Scheidung der Volkstümer gedeihen.“ Die Madjarisierung aus Prinzip und Gewohnheit, wie sie auch gegenüber unseren deutschen Volksgenossen geübt wird, bedeutet den Entschluß für ein rein madjarisches Kleingarn. Ernst Schubert deckt die Probleme der wissenschaftlichen Erforschung des evangelischen Auslandsdeutstums auf, und am Schluß berichtet J. S. Theiß über die Arbeiten des Instituts, aus denen das Jahrbuch einen Querschnitt gibt. Es ist durch zahlreiche prächtige Bilder illustriert, von denen eine ansehnliche Anzahl sich auf Schlesien und sein näheres Vorfeld beziehen. Die Jahrbücher erscheinen in der „Deutschen Buchvertriebsstelle — Vertrieb nationaler Schriften“ in Berlin. Heinz Rogmann.

„Deutsche Not und Wende.“ Winterhilfs-Veranstaltung im Breslauer Konzerthaus, Arbeitsdank — Arbeitsdienst — Arbeitsfront.

Als Auftakt seiner Arbeit veranstaltete das im Dezember 1935 von Reichsarbeitsführer Hierl in die Arbeitsfront eingegliederte Amt „Arbeitsdank“ am 7. Februar eine öffentliche Rundgebung zugunsten des Winter-Hilfs-Werkes. Der Landesobmann des Arbeitsdank, Oberst-Feldmeister Fuh n, sowie der Gauwalter der Deutschen Arbeitsfront Schlesien, Pg. M e r z, gaben vor einer zahlreich erschienenen Zuhörerschaft ein umfassendes Bild von der Bedeutung dieser aus dem gemeinsamen Erlebnis und im Geiste des Arbeitsdienstes gewachsenen Selbsthilfeorganisation. Der Arbeitsdank hat seine klare Zielsetzung in der politischen Betreuung der aus dem Arbeitsdienst Entlassenen in den Arbeitsdankmitgliedschaften, in der Berufshilfe, vor allem der Umschulung für bodenständige Berufe und in

dem Ausbau eines Spar- und Kreditwerkes zur Existenzgründung. Arbeitsdienst — Arbeitsdank — Arbeitsfront — marschieren in festgefügtem Einklang gemeinsamer Arbeit für Volk und Staat. Im Mittelpunkt des Abends stand das große chorische Spiel „Deutsche Not und Wende“ von Gauarbeitsführer von Herzberg und Dr. Conrad E i ß, das von Männern und Frauen des Reichs-Arbeitsdienstes, Arbeitsgau 11, und Mitgliedern des Arbeitsdank aufgeführt wurde. Organisch gefügt, wuchs in straffer Disziplin der im Chorwerk gestaltete Schicksalsweg deutscher Not hin zu dem Umbruch unserer Volkwerdung. Alle Beteiligten standen sichtlich im Banne ihrer Aufgabe, und so darf, angesichts der erst in der Schulung befindlichen Kräfte, die erzielte chorische Gesamtleistung hinsichtlich Sprache und Regie als durchaus gelungen bezeichnet werden. Der gemeinsame Gesang der Nationalhymne beschloß die eindrucksvolle Rundgebung. R. Fl.

Humboldt-Berein für Volksbildung e. V.

Breslau, Agnesstraße 10 * Ruf 27939

J a h r e s b e i t r a g 2. — R M.

Die Mitglieder des H.-B. erhalten Preisermäßigungen für die Theater, Konzerte u. ähnl. Veranstaltungen.

Die deutsche Frau von Kultur und Geschmack
wählt ihren **Frühjahrsheft** bei
Frida Skubella, Putzmachermeisterin
Breslau 1, Feldstr. 16, hptr. gegenüber Postscheckamt / Fernsprecher 26730

Monatshefte der NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude — Gau Schlesien“.

„RdF. Soll uns unüberwindliche Lebensfreude und Lebenswillen geben und immer erhalten.“ Dieses Wort von Reichsleiter Dr. Ley kennzeichnet die Stellung der NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“, die ihr vom Führer innerhalb unseres Volkslebens zugewiesen ist, klar und eindeutig. Es umreißt aber zugleich auch die kulturelle Aufgabe, die dieser in der Welt einzig dastehenden Organisation gestellt ist. Denn Lebenswille und Lebensfreude sind in ihrer praktischen Auswirkung wesentliche Schöpfer und Mittler der Kultur. Es ist heut nicht schwer zu erkennen, wie weit die NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ bereits in die ihr gestellte Aufgabe hineingewachsen ist, oder richtiger gesagt: ihr eigentliches Wesen zur Entfaltung gebracht hat. Man braucht sich nur einmal im kulturellen Leben des Reiches umzuschauen, um sehr schnell ihre Wirksamkeit zu spüren. Die bedeutendste Wandlung hat sich dabei wohl zunächst auf der Publikumsseite vollzogen. Der bedauerliche und in seinen Folgen für unser völkisches Leben überaus schädigende Miß, der sich früher in der gestaltenden und vor allem erlebenden Teilnahme im kulturellen Leben der Nation zeigte, ist heut fast ganz geschlossen. Die breiten Schichten unseres Volkes sind heut nicht mehr ausgeschlossen von den geistigen Gütern der Nation. Eines der wesentlichsten Mittel, diese an sie heranzuführen, war und ist die NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“. Aber nicht nur erlebnismäßig hat der schaffende Mensch gegenüber diesen höchsten nationalen Schätzen einen anderen Standpunkt gewonnen, sondern auch gestalterisch hat sich das Bild geändert. Auch hier sind

starke Ansätze zu einem von der Bewegung geprägten Stil sichtbar.

Besonders klar und anschaulich kommt das vielfältige Leben innerhalb der NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ in ihrer jungen Gau-Monatschrift zum Ausdruck, die von Gauwart Ernst Obst herausgegeben wird und für deren Inhalt Karl Heinz Kreuzel verantwortlich zeichnet.

Hier ist nach mancherlei Versuchen eine Zeitschrift für den schaffenden Schlesier entstanden, die bei dem erstaunlich billigen Preis von 10 Pfg. der Größe und Bedeutung dieser Organisation entspricht. Vor uns liegen die ersten sechs Monatshefte, seit dem sich die Zeitschrift aus einem reinen Nachrichtenblatt zu ihrer heutigen Gestalt entwickelt hat. Vor dieser Zeit in der Hauptsache Ankündigungen und kurze Werbehinweise bringend, hat sich im Laufe eines halben Jahres daraus ein Heft entwickelt, das in seinen Beiträgen das Wirken der NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ in unserem Gau lebendig widerspiegelt. Und dies geschieht nicht in Form von theoretisierenden Aufsätzen, sondern nationalsozialistischem Wesen entsprechend, meist durch einen frischen Griff ins volle Menschenleben. Führer und Geführte erzählen in unterhaltlicher Weise darüber, wie das neue Theater Gestalt gewinnt, plaudern von Gemeinschaftsreisen zu fernen Zielen, Gefolgschaftsführer und deren Gefolgsleute schildern das Erlebnis der Kameradschaft. Betrachtet man aufmerksam die nacheinander erschienenen Hefte — auch Gauleiter Wagner und Gauleiter Merz haben der Monatschrift ihre Wünsche mit auf den Weg gegeben — beginnend mit dem September-Heft bis zu dem jetzt herauskommenen Fastnachtheft, dann ist zwar ein

Kaatz'sches
Konservatorium der Musik
und Seminar
BRESLAU 1, RING 8
(neben dem Hochhaus)



Bad Charlottenbrunn
Pauschal- u. Vergünstigungskuren
Atmungsorgane, Niere, Nerven, Herz

Suchen nach einer wesengemäßen Form natürlicherweise noch unerkennbar, aber ebenso ist der Fortschritt spürbar, den jedes Heft aufweist. Besonders anerkennenswert ist die angestrebte Abstimmung des Inhalts auf den schlichten, echten Volkston, die sich frei von allem literarischen Ehrgeiz hält. Ein beachtlicher Beweis für die Richtigkeit der hier waltenden Grundsätze sind die zahlreichen größeren und kleineren Bildbeigaben, die den Gesamteindruck ungemein erhöhen und den Beschauer für das schlichte Heftchen gewinnen. Hinzu kommt, daß jedes Heft unter einem bestimmten Gedanken zusammengestellt ist, was freilich bei der Mannigfaltigkeit der Einzelgebiete, auf denen die NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ zu wirken hat, nicht immer leicht war. Auch als Bindeglied zu anderen gleichgerichteten Einrichtungen der Bewegung und des Staates hat sich die RdF-Monatschrift bewährt. So besonders zum Rundfunk und dem für Schlesien maßgebenden Reichsförder Breslau. Gerade das Wesen dieser beiden Kulturaktoren — RdF und Rundfunk — regt ja zu wechselseitiger Befruchtung an, die in Gemeinschaftsveranstaltungen und Sendungen schon wiederholt Ausdruck gefunden hat. Man möchte also nur wünschen, daß diese Monatschrift, die wir hier einmal wegen ihrer im kulturellen Leben des Gauces erlangten Bedeutung eingehender zu würdigen für unsere Pflicht hielten, auf dem beschrittenen Wege weitergehen, falschen Verlockungen nach literarischer Geltung widerstehen und sich vielmehr ihren volkstümlichen Charakter auch fernerhin bewahren möge. Rt.

Deutsche Farbblätter. Verlag Fritz Knapp und Woldemar Klein, Berlin.

Mit den Deutschen Farbblättern, deren erste Lieferung in der Reihe „Die silbernen Bücher“ erschienen ist, hat sich der Verlag ein großes Verdienst erworben. Der Herausgeber A. E. Brinckmann hat in Verbindung mit namhaften Vertretern der Kunstgeschichte eine Auswahl unvergänglicher Werte der deutschen Malerei getroffen, die

von der üblichen Zusammenstellung einzelner Hauptwerke der Meister abieht und den Blick auf Kunstwerke lenkt, die in der Entwicklung der betreffenden Meister eine außer-gewöhnliche Rolle gespielt haben. Greifen wir von den kostbaren Blättern zwei heraus, die uns besonders wertvoll sind, weil sie uns den prophetischen Blick des Genius deutlicher offenbaren, als eines seiner Hauptwerke: Die Dürersche Aquarellstudie des Dörschens Kalchreuth, die dem Meister selbst belanglos erschienen sein mag und Adolf Menzels Aquarell „Das Balkonzimmer“, das nach der Meinung des Meisters nicht genügend „durchexerziert“ ist, und das er bei der Entdeckung durch einen Kunsthändler in den neunziger Jahren am liebsten zerstört hätte. Beide Blätter verraten gerade auf Grund ihrer Unbekümmtheit um die strengen Gesetze ihrer Zeit jenen in die Zukunft gerichteten Blick des Genies: Bei Dürer ein erstes liebevolles Sichhinwenden zur Natur, bei Menzel eine Vorahnung des Impressionismus. (Das „Balkonzimmer“ ist 1845 entstanden). Seit 1903 hängt dieses Bild als eines der großen Wunder der europäischen Malerei in der Nationalgalerie, und nur dem Museumsbesucher wäre es vergönnt, sich seinem Lichtrausch hinzugeben, wenn es nicht dem Verlag auf Grund einer neuen Reproduktionstechnik gelungen wäre, die Farben dieses Bildes, wie auch die der anderen Reproduktionen, in ihrer ursprünglichen Leuchtkraft wiederzugeben und so das Werk, das in einem Schwarz-Weiß-Druck nur verstümmelt erscheinen müßte, in dieser volkstümlichen und billigen Reihe jedem Kunstfreund zugänglich zu machen. Der Herausgeber hat es sich auch zur Aufgabe gemacht, den Sinn für die deutsche Farbgebung zu erwecken, die sich neben der italienischen und französischen Farbgesinnung behauptet und durchgesetzt hat. Wir möchten den Deutschen Farbblättern, die in zweimonatlicher Lieferung von je 5 Tafeln erscheinen und zu Weihnachten 1936 abgeschlossen vorliegen werden, Eingang in jedes Haus und vor allem auch in jede Schule wünschen. S. Gr.

**Frühjahrs-Neuheiten
in Wollstoffen u. Seidenstoffen**

Breslau, Schweidnitzer Straße 1, am Ring



Gerhard Zirwas: *Flieger für die Heimat.*

Erlebnisbericht eines Danziger Sportfliegers. Verlag R. Voigtländers Verlag, Leipzig.

Es wird oft das Wort ausgesprochen: Wer eine fremde Sprache lernt, der nimmt einen neuen Menschen in sich auf. Von dem Fliegerbuch des Danzigfliegers Gerhard Zirwas darf man etwas Ähnliches sagen. Wer es liest, der nimmt etwas von der Seele des Fliegers zumeist unmittelbar in sein Bewußtsein auf, so daß er plötzlich die Kunst des Fliegens in ihrer von den meisten kaum geahnten, Menschenjenseelen umwandelnden Kraft begreift. Man erlebt in diesen Tagebuchblättern, wie der fliegende Mensch durch eiserne Disziplin der alten Erde ein neues Herrenbewußtsein abringt. Von Segelflug und Motorflug erzählt das Buch, von Kunstflügen, die tollkühne Geistesgegenwart bedingen, und von einsamen Nachtfügen, die bisher nie gesehene Bilder der Erde und des Himmelsraumes offenbaren. Zirwas vermag in seiner unterhaltenden Art den Leser auch für alle flugtechnischen Einzelheiten zu interessieren und läßt ihn auch den Deutschlandflug und den Propagandaflug für seine Vaterstadt Danzig miterleben. Wenn ihm, wie er zu Beginn seiner Aufzeichnungen selbst bekennt, Zweifel gekommen seien, ob er Worte finden würde, den Lesern, von denen wahrscheinlich die meisten noch nie geflogen sind, alle die Erlebnisse nahezubringen, die ihn selbst zu einem anderen, neuen Menschen umgewandelt hätten, so braucht man nur die ersten Seiten seines Buches zu lesen, um ihm sagen zu können, daß es ihm gelungen ist.

H. Gr.

Schlesisches Jahrbuch für deutsche Kulturarbeit im gesamt-schlesischen Raume.
8. Jahrgang. 1935/36. Wilh. Gottl. Korn Verlag. Breslau. Geh. 3,— RM.

Dieses Jahrbuch erscheint zum achtenmal und zeigt aufs neue, wie wichtig die wissenschaftliche Behandlung der Grenzlandfragen, der

Kultur im ostdeutschen Gebiete ist. Das schlesische Volkstum unserer Heimat, jenseits der Sudeten und auf polnischem Boden wird in vielen Aufsätzen beleuchtet. Es hat sich sogar erwiesen, daß die Behandlung dieser Fragen noch stärker erfolgen muß als bisher. Darum ist der Umfang des Buches erheblich vergrößert worden. Auf 166 Seiten mit 14 Karten und 43 Abbildungen werden die wichtigsten Aufgaben berührt; und es ist besonders zu begrüßen, daß auch Nord-schlesien einbezogen wurde. Am Anfang steht ein großer, eingehender Aufsatz über die schlesische Siedlungsgeschichte beiderseits der Sudeten. Prof. Aubin untersucht die ostdeutsche Kolonisation kritisch und gibt ihr im Lichte der Mundartenforschung eine lebendige Darstellung. Drei weitere Aufsätze befassen sich mit dem Nordrand unserer Heimatprovinz.

Dr. Czajka, der beste Kenner des schlesischen Landrückens, stellt den Wandel von der Urlandschaft zur Kulturlandschaft dar. Bei unserem Bemühen um die Vorgeschichte verdient der Aufsatz stärkste Beachtung. Prof. Laubert setzt die Betrachtungen in gewisser Weise fort und spricht von den gleichen Gebieten seit dem Mittelalter. Vertiefend wirkt der dritte Aufsatz über die nord-schlesische und niederländische Mundart. Auch die Ostgrenze Schlesiens ist in dem vielseitigen Buch erfasst. Dr. Kozhmann-Podz erzählt von den schlesischen Webern in Polen und zeigt die Bedeutung dieses Wirtschaftszweiges um Podz und in anderen Bezirken. Weitere Wirtschaftsfragen werden im zweiten Teil des Bandes erörtert. Prof. Klapper untersucht die mittelalterlichen Kulturlandschaften im schlesischen Raum und weiß bei der Behandlung einzelner Gebiete die Stadtchroniken so allgemein auszuwerten, wie es nur selten begegnet. Über schlesische Münzgeschichte in einem Schuldrama und über die Geschichte des schlesischen Glases berichten zwei weitere Beiträge. Endlich erfahren wir vieles von den alten Industriebauten in Oberschlesien. Die Fülle der Abbildungen unterstützt diese aufschlußreiche

„Einsiedler-Freutler“-Balsam
für Magen, Darm und Herz!
MOHREN-APOTHEKE, GLATZ / SCHL.

LANGENBIELAU

im Eulengebirge

Landschaftliche Schönheiten
Herrliche Gebirgszüge

Auskunft durch den Verkehrsverein e. V.

Staatl.
Oberbrunnen
Katarrhe, Asthma

zu Hastrinkkuren
Bad Salzbrunn

Staatl.
Kronenquelle
Niere, Gicht, Zucker

Untersuchung aufs beste. Starken Anklang wird sicher auch der Aufsatz von Rektor Szodrok finden, in dem er Oberschlesiens schöpferische Kraft in der Dichtung würdigt. Wir erfahren von Vergangenheit und Gegenwart dieses Schrifttums; wir begegnen vorsichtig abgewogenen Urteilen über Rudolf Fitzek, Willibald Köhler, August Scholtis und andere.

Am Schluß des anregenden Bandes stehen Berichte von Tagungen und Ausstellungen in Breslau oder Reichenberg. Sie zeigen den lebhaften Anteil Schlesiens an der deutschen Kultur und erwirken hoffentlich bei vielen die eigene Stellungnahme zu den wichtigen Fragen der Gegenwart. A. W.

Nach der Schicht. Gedichte von dem Bergmann Paul Habraschka. Im Verlag „Der Oberschlesier“, Oppeln 1936.

Im „Oberschlesier“-Verlag erscheint ein neues Bändchen Gedichte „Nach der Schicht“. Was Paul Habraschka, der obereschlesische Bergmann, in seinen Gedichten sagt und wie er es sagt, ist einfachstes, schlichtes Erleben, kein künstliches Feilen der Form, kein künstlerisches Abwägen, mit diesen Maßen kann hier nicht gemessen werden. Ein einfacher Bergmann sagt mit seiner Sprache von den Dingen seines Daseins, seines

Rampfes, seiner Not und auch seiner Freude. Keine großen Probleme, keine Wunschgedichte, sondern die Wirklichkeit klar und groß und doch voll tiefer Lebensfreude. In all seinen Gedanken findet sich immer wieder der starke Gottesglaube, und all die Fährnisse seines Lebens sieht er in diesem fast kindlichen Vertrauen. Es ist eine tiefe Freude, die man beim Lesen dieser Verse empfindet, daß obereschlesische Arbeiter, das schaffende Volk selbst, sein Ringen und Sehnen um das Leben seinen Kameraden und darüber hinaus seinem Volke sagt; eine tiefe Freude und eine große Hoffnung. S. Flg.

Heinz Grunow: Ausblick und Mahnung. Lieder und Gedichte. Bärenreiter-Verlag in Kassel, 1935.

Heinz Grunow ist noch ein Suchender. Wenn er auch in seinen Gedichten die äußere Form meistert, inhaltlich unterliegen sie den starken Schwankungen seiner unausgeglichenen, aufwärtsstrebenden, dann wieder abflackernden Stimmungen. Am stärksten spürt man das Ringen in den ersten Teilen „Ausblick zu Gott“ und „Der Wanderer“. Erst in den Versen der „Mahnung“ findet er festere Formen und damit sich selbst. Ein Talent, das nach Überwindung der Unausgeglichenheiten Besseres bringen wird. S. Flg.

Reisepläne schmiedet mit Ihnen u. arbeitet kostenlos aus



Reisedienst, Breslau 5

Am Sonnenplatz • Fernruf Nr. 525 51



Polkowice
Seehöhe 375m
Fernspr.: 229

Polkowice
Ruhige Sommerliche, bezaubernd
Landschaft, laden ein zum Besuch



Giebelverbretterung - Schopfbach - (Riesengebirge)

Aufnahmen: Fritz Wiedermann



**Streusiedlung (Hinterwinkel
Böhmen)**

Das gleichförmige Schindel-
dach gibt den Häusern ein
einheitliches und doch so
reizvolles Gesicht



Wenn der Frühling auf die Berge steigt

Aufnahmen:
A. Schiffner (Waberhäuser Njg.)



Der Waldbach singt sein Frühlingslied